

Karl Georg Roessler
Hohenzollernstr. 68,
Ludwigshafen a. Rh.

Ludwigshafen a. Rh., d. 12. 10. 56

ZS-1466-1

Sehr geehrter Herr Dr. Adler,

entschuldigen Sie bitte, wenn ich erst jetzt und dazu noch in Etappen meine Antwort an Sie schreibe. Beruf und Familie überfordern derzeit etwas meine Zeit und Kräfte. Wenn man aber etwas immer wieder verschiebt, verliert man schließlich den Ansatzpunkt.

Meine Mutter ist Jüdin nach den Nürnberger Gesetzen, jedoch ev.-luth. Religion. Mein Vater ist sog. "Arier" und ließ sich von meiner Mutter 1939 scheiden, weil sich angeblich - nach 20-jähriger Ehe bei ihr die jüdischen Charaktermerkmale entpuppten - und verfolgte darauf meine Mutter durch Denunziationen bei der Gestapo. Auch meine Schwester und ich mußten das Haus meines Vaters verlassen, der - und das war der eigentliche Grund - sich dann neu verheiratet hatte. Ich war damals noch minderjährig und erhielt nicht einmal den Pflichtunterhalt. Man kreidete mir an, daß ich zu meiner Mutter hielt und deshalb ließ der zuständige Amtsrichter meine Klage unter den Tisch fallen. Einer Mittelsperson wurde erklärt "aus rassenpolitischen Gründen!" - Soviel zu unserer Familientragödie, die uns alle noch zusätzlich belastete.

Von meiner Mutter Seite war noch meine Großmutter am Leben und der Bruder meiner Mutter, der 1941 aus Hamburg nach Minsk deportiert wurde und nicht mehr zurückkam. Nach unsicheren Quellen soll er dort in einem Lastauto, in dessen Inneres die Auspuffgase geleitet wurden, mit noch anderen vergast worden sein. Genaues konnten wir nicht in Erfahrung bringen.

Meine Großmutter, Laura Hertmann, geb. Bergson, wurde 1942, nach Versteigerung ihres Eigentums zugunsten des Deutschen Reiches, in sog. Ghettohäuser nach Plauen i. Vogtland transportiert, u.zw. von Crimmitschau i./Sa. aus. Ein Jahr später folgte meine Mutter "im Zuge der Auflösung jüdischer Haushaltungen". Da ich nun nicht mehr bei meinem Vater wohnte, zog ich ebenfalls nach Plauen, durfte aber auch dort nicht freie Wohnung wählen, sondern wurde durch die Gestapo in eins dieser Ghettohäuser u.zw. zu meiner Mutter eingewiesen. Auch ich war der Beschränkung dieser Häuser, die z.Tl. ehemalige Fabriken waren, unter-

worfen. Nächtliche Sperrstunden, Sonderzeiten für Einkauf, Lebensmittel auf Karten, die rot mit "Jude" bedruckt waren. Kein Bezug von Fleisch, Fisch, Obst, Weißbrot, Sonderzuteilungen, Tabak, reduzierte Fettmenge usw.

Schließlich wohnten meine Großmutter, meine Mutter und ich zusammen. Ende Februar 1943 wurde meine Großmutter, die mit 83 Jahren kaum von einem Stuhl zum anderen gehen konnte, mit einigen anderen Juden abgeholt. Wie ich in Erfahrung bringen konnte, waren sie in Einzelzellen im Rathaus untergebracht worden. Ich versuchte alle Möglichkeiten und konnte eine Besuchserlaubnis erreichen. Es war einer der erschütterndsten Momente meines Lebens, als ich in einer dunklen Zelle, in Nachbarschaft von Dirnen, meine alte und so überaus würdige Großmutter auf einer nassen Seegrasmatratze auf dem Boden liegen sah. Sie klagte nicht; so war es immer ihre Art. Ich möchte fast sagen, es war in ihr echter jüdischer Adel. Ich dagegen war vollkommen gebrochen, denn ich liebte meine Großmutter innig. Als ich schließlich gehen mußte, fragte meine Großmutter schlicht, ob ich nicht ein Mittel hätte, womit sie sich das Leben nehmen könnte. Sie wusste, daß ich Umgang und Kenntnisse mit Chemikalien und pharmazeutischen Produkten hatte. Ich hatte nichts und danke Gott, daß er mich nicht in eine Gewissensnot brachte. Hätte ich meine Gläschen mit Kaliumcyanid, das ich aus Ferrocyankalium gewonnen hatte, dabei gehabt, ich wüßte nicht, ob ich es meiner Großmutter hätte verweigern können, nachdem ich wusste, daß sie Schreckliches erwartet. So verneinte ich ihre Frage, aber versprach ihr, alles Menschenmögliche zu tun, um Kontakt mit ihr zu bekommen, wenn nicht sogar sie zu besuchen. Meine Großmutter kam nach Theresienstadt. Im Herbst 1943 erhielt eine mit uns im gleichen Hause wohnende Dame eine Karte des später vergasteten Herrn Perl, der mit meiner Großmutter deportiert worden war, worauf stand "... Mutter Hertmann ist am 7. April verstorben..." (Die Karte lege ich als Photokopie bei). Herr Perl schrieb weiterhin "Gruschwitz fehlt uns sehr". Gruschwitz war ein Kartoffelhändler in Plauen. Es wurde also umschrieben mitgeteilt, daß dort bezüglich Nahrung große Not war.

- Zu Ihrem Brief: Das genaue Abfahrtsdatum aus Plauen/Vgpl. kann ich Ihnen nicht angeben. Es war Ende Februar 1943. -

++ Ich entdecke eben eine Unstimmigkeit. Herr Perl datierte irrtümlich "1942", der Poststempel aber lautet auf "8.10.43. - Berlin-Charlottenburg 2".

Nachdem ich von verschiedenen Betrieben in Plauen abgelehnt worden war, weil ich jüdischer Abstammung bin, gelang es mir eine Stellung bei einer Bastfaser-Aufbereitungsfirma zu erhalten. Es sollte dort ein Labor eingerichtet werden. Diese Aufgabe übernahm ich. Im April 1943 wurde an der Technischen Hochschule Prag ein Kursus über Bastfasern abgehalten. Zur Einreise in das "Protektorat" bedurfte es aber einer Sondergenehmigung. Die Gestapo Plauen hätte mir die Erlaubnis nie erteilt. Mein damaliger Chef aber ließ sich einen Schein für mich ausstellen, der von der örtlichen Schutzpolizei (Polizeipräsidium) und von Stadt- und Arbeitsbehörden unterschrieben und gestempelt war. Mit diesem Papier machte ich mich auf die Reise. In Tetschen-Bodenbach kam Grenzkontrolle und SS-Leute prüften die Papiere. Ich wurde aus dem Zug geholt, da meine Papiere nicht in Ordnung waren. Ich schob alles auf die Behörden, die anscheinend die Firma nicht genügend informiert hatten, welche Dienststellen zu Genehmigungen befugt seien. Außerdem sagte ich, daß am nächsten Morgen bereits die Vorlesungen begännen, zu denen ich angemeldet war und daher entgegen sein müßte. Inzwischen sollte der Zug bereits wieder abfahren. Man drückte ein Auge zu und ließ mich doch fahren. Am 8. oder 9. April fuhr ich von Prag wieder zurück. Mein Rückfahrtschein und die Genehmigungen waren mir von Prof. Schneider von der T.H. besorgt worden, der ahnungslos auf den Papieren die Fragen a) Jude?, b) Mischling? mit "Nein" beantwortet hatte. Ich sagte natürlich nichts und hätte gegebenenfalls die Ausrede gebraucht, daß ich mir die Papiere nicht angesehen habe. Der D-Zug hielt in Bauschowitz/Theresienstadt. Da kam mir der Gedanke mein Versprechen gegenüber meiner Großmutter einzulösen. Ich stieg rasch aus dem Zuge und fragte im Ort nach Leuten, wo ich meinen Koffer unterstellen könnte. Den Leuten (Tschechen) eröffnete ich, daß ich ins Lager Th. wolle und warum. Diese Tschechen warnten mich wegen meines Vorhabens aber ich ließ mich nicht abhalten und dachte nur noch an meine innig-verehrte Großmutter und mein Versprechen und an die Möglichkeit ihr noch auf ihre letzten Tage eine Freude bereiten zu können. Mit einer Aktentasche zog ich los. Wenn ich mich recht erinnere kam ich über einen Friedhof. Es war kalt und ich fröstelte noch dazu vor Aufregung. Rechts im Feld arbeitete eine Kolonne von Juden unter Bewachung. Viele Raben kreisten

Über dem Feld. Es war ein trister Anblick, und ich hatte das Gefühl als wenn Totenvögel mit heiserem Gekrächze über Totge-weihten flögen. Ein Wagen mit Juden unter Bewachung zog an mir vorbei. Augenscheinlich um Gepäck bzw. Post von der Bahnsta-tion Bauschowitz zu holen oder nach dort zu bringen. An einem Luftwaffenlazarett kam ich vorbei und gelangte schließlich an eine Straßenkreuzung wo es (soviel ich mich nach dieser langen Zeit noch entsinnen kann) links nach Leitmeritz und rechts nach Prag ging. Eine weitere Abzweigung war halb-rechts und schon in Sichtweite ein Schlagbaum mit Wachhäuschen links. Ich fragte den Posten wie ich zum Kommandanten gelangen kann. Er antwortete mir: "Die Straße entlang zum Markt!" Ohne einen Ausweis zu zeigen ging ich einfach durch die Absperrung. Der Posten fragte auch nichts weiter. An Wällen und Kasematten vorbei kam ich zu einer Straße, wo rechts und links Holzwände waren. Unterwegs traf ich eine Gruppe Juden und sprach sie an. Diese aber zeigten sich sehr ängstlich und sagten, sie dürfen nicht mit "Ariern" sprechen. Ich erklärte ihnen, daß ich selbst jüdischer Abstammung sei und um meine Großmutter zu sehen auf dem Wege zur Kommandantur wäre. Die Angesprochenen schlugen nur die Hände über den Kopf zusammen, sagten "um Gottes Wil-len!" und gingen rasch weiter. Bei einer Lücke in der Bretter-wand sah ich einen jüdischen Ghetto-polizisten stehen, den ich ansprach. Der zog mich um eine Häuserecke, damit wir nicht gesehen werden könnten. Er war auch erstaunt, daß ich die Un-verfrorenheit besaß in das Lager zu gehen und bezweifelte, daß ich eine Sprecherlaubnis für meine Großmutter bekäme. Auf mei-ne Frage, was er mir kurz über die Situation im Lager schil-dern könne (dumme Frage von mir!) entgegnete er etwa: "Was hier passiert ist mit Worten nicht so schildern. Viele Bücher-bände würden die Begebenheiten füllen. Wenn es einmal zu Ende geht, müssen die Überlebenden berichten." Ich ging weiter und kam an den Markt. In der Mitte der einen Straße, die den Markt-platz begrenzte, war die Kommandantur. Ich trat ein. Linker Hand war ein Raum mit tschechischen Gendarmen. Dort fragte ich nach dem Kommandanten. Die Gendarmen wieder fragten was ich wolle, und ich legte ihnen meine Wünsche dar. Die Leute schau-ten sich an und rieten mir davon ab, da es mir zum Nachteil ausgehen könne. Weil ich aber darauf beharrte, führte mich einer von ihnen ein Stockwerk höher. Dort saß in einem Zimmer

ein uniformierter SS-Mann an einem Schreibtisch oder an einer Schreibmaschine - ich weiß es nicht mehr genau - dem wurde mein Wunsch vorgetragen. Auch er zögerte damit zum Kommandanten zu gehen. Aber anscheinend überstieg es seine Kompetenzen mich abzuweisen und wieder aus dem Lager zu lassen, denn - (ich vergaß es zu schreiben) - der Posten hatte verlangt, ich solle einen Ausgangsschein bringen, wenn ich zurückkäme. Also führte mich nur der SS-Mann zum Kommandanten. Plötzlich war mir nicht wohl in meiner Haut und ich gestehe (zu meiner Schande), ich versuchte den schneidigsten Eindruck zu machen und schlug die Hacken zusammen, wies gleich meinen Ausweis vor, um keinen Zweifel über meine Identität aufkommen zu lassen. Der Kommandant, dessen Namen ich nicht kannte und der - wie ich nachträglich erfuhr - vermutlich B u r g e r hieß (es war "SEIDEL"), sagte zunächst gar nichts. Dann aber schrie er mich plötzlich an, was ich denn für eine Frechheit besäße und wie ich denn herein käme. Ich antwortete ruhig aber bestimmt, daß ich nicht mit nicht-legalen Mitteln eingedrungen sei und mit einem ordentlichen Anersuchen an ihn herangetreten wäre. Es sei mir bekannt, daß er als Kommandant selbstverständlich die Möglichkeit habe mir die Sprecherlaubnis zu verweigern. In diesem Falle bitte ich ihn, mir einen Passierschein aus dem Lager zu geben. Ein neues Donnerwetter brach los und er schrie, ich solle mich aus dem Hause scheren, machen daß ich fort käme, einen Passierschein bekäme ich nicht, alles andere sei ihm egal. Ich verschwand natürlich sofort aus dem Zimmer und wandte mich nochmals an den SS-Mann im Vorzimmer wegen eines Ausgangsscheines. Der aber zuckte nur die Achseln und sagte er könne nichts machen. Jetzt war ich ohne jede Möglichkeit, denn die oberste Stelle hatte entschieden. Naiv, wie ich war, ging ich zurück zum Posten, der nun den Schein verlangte. Ich sagte ihm, der Kommandant habe mir keinen gegeben, er möge doch so freundlich sein und mich rauslassen. Der Posten telefonierte zur Kommandantur, kam dann wieder zum Vorschein und sagte dann er könne mich nicht herauslassen. Ich sah nun nur eine Möglichkeit, nämlich auszureißen. Mit den Verhältnissen und der räumlichen Anlage des Lagers war ich natürlich nicht vertraut. Ich ging zurück zu Kasematten, welche rechts und links an der Straße lagen. Neben bzw. zwischen den Kasematten auch beiderseits der Straße war Sumpf. Dahinter

sah ich Juden an Stacheldraht arbeiten (ähnlich den sog. Spanischen Reitern), während eine Bewachung (tschechischer Gendarm?) auf und ab ging, jedoch große Strecken. Ich kramelte meine Hosen hoch und trat in den Sumpf, ging ein Stück zu der arbeitenden Kolonne zu, lehnte mich dann an eine Mauer oder einen Wall. In einem unbeobachteten Augenblick winkte ich einem Juden der Kolonne näher, machte ihm kurz meine Situation klar. Ich bat ihn die Stacheldrahtsperre ein klein wenig zu öffnen. Der gute Mann ging zu den anderen und sprach leise mit denen. Die schüttelten den Kopf oder zuckten mit den Achseln, während ich versuchte ihnen mit Handbewegungen meine verzweifelte Lage klar zu machen. Immer wenn der Posten wieder zurückkam versteckte ich mich hinter die Wand. Mit einem Mal wurde aber doch die Stacheldrahtwand verschoben und auf einen Spalt geöffnet. Ich paßte den Moment ab, wo der Posten am weitesten von der Kolonne ab war, rannte ganz von Sinnen los, durch die Drahtabsperzung, rannte und rannte mit aller Kraft. Niemand rief (oder hörte ich in der Aufregung nichts?), kein Posten schoß. Ich weiß von diesen Sekunden nichts mehr, als daß ich wie ein Irrer vorwärts rannte. Hinter dem Luftwaffenlazarett, am Zaun, fiel ich erschöpft zusammen. Nach einer kurzen Atempause hastete ich weiter und erreichte Bauschowitz. Die Familie trocknete und säuberte mir mein Zeug, gab mir heißen Tee zu trinken und brachte mich an den nächsten Zug. In der Nacht kam ich wieder in Plauen an. Da unser Haus nur durch ein Vorderhaus betreten werden konnte, die Tür aber von einem Parteimann geschlossen und kontrolliert wurde, kletterte ich über andere Grundstücke, eine fremde Garage und gelangte schließlich in den Hof unseres Hauses. Mit Steinchen, die ich ans Fenster warf, weckte ich meine Mutter und erzählte ihr dann alles was ich erlebt hatte. Offengestanden zweifelte meine Mutter etwas an der Wahrheit meiner Aussagen, aber leider schon im Januar des folgenden Jahres fand sie jede Einzelheit der Örtlichkeiten dort bestätigt, die ich ihr so haargenau geschildert hatte. Natürlich wurden noch in der Nacht alle Bewohner des Hauses geweckt, da jeder begierig war etwas von Theresienstadt und sei es noch so wenig, zu hören. So toll diese ganze Sache war, befinde ich mich noch heute in einem innerlichen Zwiespalt der Gefühle. Einmal bin ich stolz darauf den Mut besessen zu haben mein Versprechen gegenüber meiner guten Großmutter gehalten zu haben,

andererseits frage ich mich, ob ich nicht leichtsinnig die Ghetto-Inhaftierten, die an dem Stacheldrahtverhau arbeiteten, gefährdet habe. -

Von allem, was ich vorstehend schilderte, mag es einem alten Theresienstädter glaubwürdig oder unglaubwürdig erscheinen, kann ich nur sagen "So war es", bei allem was mir selbst an der ganzen Angelegenheit verständlich oder unverständlich ist.

Bitte entschuldigen Sie, sehr geehrter Herr Dr. Adler, daß ich so schreibe. Ich will und kann nur die Tatsachen einigermaßen verständlich wiedergeben. Ich schreibe gerade so, wie es mir in den Sinn kommt (nicht erst ins "Unreine"!). Außerdem mangelt es mir völlig an Schreibmaschinen-Routine, daher die Fehler, und ich besitze kein schriftstellerisches Talent die Dinge anschaulich wiederzugeben. Ich nehme aber an, daß es Ihnen auf die Essenz ankommt, nicht auf originelle Darstellungen. -

Nachdem wir (meine Mutter unwissend, ich wissend) Weihnachten 1943 einen Katzenbraten in Ermangelung jeglichen Fleisches (durch Monate hindurch) verspeist hatten, wurde während meiner beruflichen Abwesenheit meine Mutter am 8.1.44 von der Gestapo abgeholt. Die noch im Hause verbliebene Dame durfte mich ausdrücklich nicht benachrichtigen. So erfuhr ich es erst mittags. Die Wohnung war von der Gestapo abgesperrt und versiegelt worden. Ich durfte das Nötigste dann unter Aufsicht herausholen und wurde in ein anderes Judenhaus eingewiesen. Alles noch verbliebene Eigentum - meine Mutter durfte nur mitnehmen, was sie gerade eben tragen konnte - und Hausrat wurde beschlagnahmt. Wir erhielten einen Schein, ausgestellt vom Amtsgericht Plauen, enthaltend eine Verfügung, die unter Bezug auf Gesetze und Verordnungen über Einziehung kommunistischen, volks- und staatsfeindlichen Vermögens unser gesamtes Vermögen für eingezogen erklärte; "zugunsten des Deutschen Reiches"! Zunächst forchte ich nach dem Aufenthalt meiner Mutter und bekam bald heraus, daß die Abgeholteten im Gefängnis seien. Ich eilte auf die Gestapo und bat um Sprecherlaubnis. Zweimal wurde ich weggeschickt mit dem Hinweis der verantwortliche Mann sei nicht da. Beim dritten Mal erhielt ich die Genehmigung. Unter Aufsicht einer Wärterin durfte ich meine Mutter im Sprechzimmer des Gefängnisses sehen. Wir waren alle sehr beherrscht und meine Mutter sagte, daß, wenn ihr nicht

gewaltsam das Leben genommen würde, sie durchhalte um uns wiederzusehen. Schließlich begann die Wächterin zu weinen und sagte, so eine Handlung habe sie noch nie ausführen müssen; sie fühle sich mitschuldig an Verbrechen, das an wehrlosen Menschen begangen würde. Sie schob den Tisch beiseite, damit meine Mutter und ich uns noch einmal umarmen könnten. Schluchzend sagte sie, ich könnte meiner Mutter alles mitgeben, was ich bei mir habe, obwohl es nicht gestattet sei. Sie aber wolle nicht noch mehr Schuld auf ihr Gewissen laden. Bei unserer letzten Umarmung konnten wir uns natürlich auch nicht zurückhalten und weinten alle zusammen. Wie sich später herausstellte, hatte diese einfache Frau keine andere Schuld auf sich geladen, als während ihrer beruflichen Gefangenenaufsicht auch die abzutransportierenden Juden beaufsichtigt zu haben.

Am übernächsten Tage (10.1.44) wurde der Transport meiner Mutter nach Dresden gebracht. Bis zum 11.1.44 blieben die Deportierten dort im Gefängnis und wurden dann weiter nach Theresienstadt verladen.

--- Die Hauptsache habe ich nun wieder vergessen zu schreiben. Im Gefängnis gab ich meiner Mutter diese Säurelösung. Wenn ich mich recht entsinne war es verdünnte Salzsäure, denn ich dachte mir noch, wenn meine Mutter sie als Magentropfen deklariert, kann sie sie (wenige Tropfen auf ein Glas Wasser) im Ernstfalle ruhig einnehmen. Im Gefängnis sagte ich ihr noch, daß sie ja eine subacide Gastritis habe und zeitweise die Tropfen nehmen müsse. Wie sie wirklich anzuwenden waren, u.zw. als unsichtbare Tinte, konnte ich meiner Mutter dank der freundlichen Wärterin auch leise sagen. ---

Ein oder zwei Karten bekam ich von meiner Mutter, da am Anfang noch geschrieben werden durfte. Die Karten hielt ich über die Gasflamme und konnte lesen, daß ich dies und jenes schicken dürfte (direkt durfte das nicht geschrieben werden, außerdem war die Zeilen- oder Wortzahl beschränkt), besonders aber Knoblauch ein begehrter Artikel sei. In diesem Sinne habe ich dann auch geschickt und in Ersatzkaffee-Pakete unter den Kaffee Medikamente und Kleinigkeiten versteckt, dann das Paket wieder fein sauberlich zugklebt. Im April 1944 kam ich dann von Plauen aus in ein Zwangsarbeitslager in Frankreich (Action Maase). Verwandte schickten meiner Mutter weiter. Nach der Invasion flüchtete ich und kam mit falschen Papieren

wieder nach Deutschland. Dort erreichte mich wieder eine Karte meiner Mutter, auf der die "unsichtbare Schrift" aber ziemlich deutlich hervortrat. Daraufhin schrieb ich gleich, daß ich bei XYZ zu Besuch war und dem/der Betreffenden die Magentropfen nicht bekommen waren. "Man sah es ihr gleich an....!" Diese Nachricht erhielt meine Mutter noch. Schreiben durfte sie aber zu dieser Zeit, wie alle anderen in Theresienstadt nicht mehr. Die von meiner Mutter beschrifteten Karten habe ich nicht mehr. Sie werden verstehen, daß ich sie gleich vernichtete, aus Vorsicht wegen eventueller Haussuchung usw. -

Lagererinnerungen besonderer Art hat meine Mutter nicht, zumindest nicht andere als die meisten Theresienstädter. Es ging nichts über persönliche Episoden unangenehmer oder angenehmer Art hinaus. Meine Mutter arbeitete in den Glimmerbetrieben. Ausser Arbeitsausweis, Lagergeld etc. ist nichts mehr im Besitze meiner Mutter. Genaue Daten, außer den bereits erwähnten, kann meine Mutter leider nicht geben. Dazu ist zuviel Zeit vergangen und alles war viel zu turbulent, als daß man Wert auf diese Einzelheiten gelegt hätte. - Eben habe ich die übriggebliebenen Dinge meiner Mutter überprüft. Folgende Papiere sind noch in ihrem Besitz: 1 Krankenstandausweis, 1 Bezugsschein der Verschleißstelle (für Anna Marie Rössler, Transp.V/10 Nr.429), ein Ausweis 3 für die Glimmerwerkstätte, 1 Arbeitsausweis, 1 Plan von dem KZ im Maßstab 1:4500, 1 Schr. der Beratungsstelle f.d. Rückwanderung der Juden in Dtschl. v. 31.5.45 an H. Dozenten Dr. R. Stein zw. Unters. - Außerdem einige Noten KZ-Geld. Diese Papiere stehen Ihnen leihweise zur Verfügung. --

Abschließend will ich noch einigermaßen kurz die Rückkehr meiner Mutter schildern.

Ein Parteigenosse verriet mich. Ich wurde durch den Sicherheitsdienstleiter von Crimmitschau geprügelt, später von der Polizei, nachdem man mir Handschellen angelegt hatte, mit dem Kopf gegen die Wand geschlagen bis ich bewusstlos wurde. Am nächsten Tage kam ich zur Gestapo nach Zwickau und wurde als "Schutzhäftling" ins dortige Gefängnis eingeliefert. Nach zwei Wochen rückten die Amerikaner näher und überschritten die Bahnlinie bei Hof/Bayern. Der beabsichtigte Transport nach Flossenbürg konnte daher nicht abgehen. Noch während US-Panzer¹²¹¹ rollten wurden wir in den Keller gebracht um erschossen zu werden. Wir

standen bereits an der Wand (links von mir ein Franzose, rechts zwei Juden, die aus der kleinen Festung Theresienstadt geflüchtet sein sollten), die SS mit Maschinenpistolen hinter uns. Wirklich im letzten Augenblick wurde einer der Wächter nach oben gerufen. Wir kamen wieder in unsere Einzelhaft und die SS-Leute spazierten in Zivil aus dem Gefängnisstor. Die Amerikaner befreiten mich. Ich wog noch 83 Pfund bei 1.76 mtr Grösse. - Einige Tage später fuhr ich mit einem Motorrad nach Plauen. Dort erreichte mich ein Zettel meiner Mutter, der durch mehrere Hände gegangen war. Daß er mich erreichte war in Anbetracht der Verhältnisse (es stand in Plauen kaum ein Haus mehr) geradezu unwahrscheinlich. Es stand etwa darauf: "Schreibe in Eile, da jemand den Zettel mitnimmt. Bin gesund, habe Angst um Euch, warte sehnlichst, daß mich eins abholt." Die US-Kommandantur in Plauen konnte mir in tschechisches Gebiet hinein keinen Ausweis geben. Um meine privat betriebenen Studien (bekanntlich war Pers. jüdischer Abstammung das Medizin-Studium verboten) regulär fortzusetzen, arbeitete ich bis zur Öffnung der Universitäten im pathologischen Institut in Zwickau und hatte hierfür einen Passierschein für das Motorrad. Ich füllte meinen Tank voll und fuhr an die Grenze bei Bad Brambach. Die US-Posten ließen mich mit dem Ausweis "nach Zwickau" durch, sodaß ich ungehindert bis Franzensbad gelangte. Dort hielt mich die MP an und erklärte mir, daß mein Ausweis hier nicht gültig sei. Ich fuhr zur Stadtkommandantur und legte dem Major, Inf., der 1st U.S. Inf. Div. meine Situation klar. Er mißtraute mir erst, gab mir aber dann auf mein Ehrenwort einen Passierschein bis zur Demarkationslinie. Dort, in Elbogen, bekam ich von tschechischer Behörde anstandslos einen Paß nach Terezin, den ich noch heute habe. Abgesehen von einer Panne kam ich glücklich am Abend in Theresienstadt an. Erst wollte man mich wegen Quarantäne nicht hinein lassen, aber auch das ließ sich "deichseln". Ein Lagerbewohner führte mich zur Evidenz, wo man mir zu meinem großen Schrecken mitteilte, meine Mutter wohne jetzt im Blindenheim. Meine Befürchtungen waren aber unbegründet, meine Mutter, die ich bald darauf in die Arme schließen konnte, war gesund und sehend.

Alle Bewohner der Wohngemeinschaft unter dem Dach des Blindenheimes brachten Decken und Kissen geschleppt und bereiteten mir ein Lager für die Nacht, nachdem noch einige Stunden mit

erzählen vorgangen waren. Jeder bisher von der Umwelt abgeschnittene wollte natürlich hören, was sich in den letzten Monaten und Jahren ereignet hatte. Alle warteten sehnsüchtig auf Abtransport. Am nächsten Tage begann die Rennerei um die Entlassungspapiere. Sie wurde zunächst einmal gebremst, weil ich nicht in die Kommandantur, geschweige denn zum Russischen Lagerkommandanten gelassen wurde. Durch einen Trick (ich schloß mich einer Wachmannschaft an, die von rückwärts in die Kommandantur marschierte) gelangte ich in das Zimmer von Fräulein Kowalewskaja Gresa, der uniformierten Sekretärin des Kommandanten. Durch sie erreichte ich noch am selben Tage, wenn ich mich recht entsinne, das Entlassungspapier der Kommandantur. Während dieser Zeit wurde meine Mutter untersucht und mußte den Nachweis bringen, daß seit einer bestimmten Zeit im Hause keine Fälle von typhoiden Erkrankungen vorgekommen waren. So waren wir am nächsten Tage abfahrtbereit. Da das Motorrad nur klein war (eine 125ccm-Maschine) und meine Mutter nicht alles Gepäck aufladen konnte, was sie m.Zt. mitgebracht hatte (Bettrolle mit Daunendecke etc. und Koffer mit den Wintersachen, bat sie die zurückgebliebenen Leute aus Plauen, die wenige Zeit später mit einem Omnibus geholt wurden, ihre Sachen mit nach Plauen zu bringen. Leider wurde das eine große Enttäuschung. Wie wir später vernennen mußten, hatten sich einige Personen dieses wirklich letzte Besitztum meiner Mutter angeeignet. Wie sollte man das aber nachweisen? -- Dieser Entlassungstag war der schönste, den wir uns denken konnten. Ein herrliches Wetter hatte uns der liebe Gott für die Fahrt in die Freiheit geschenkt. Außer einer Panne und einigen wohlwollenden Kontrollen unterwegs kamen wir ohne Schwierigkeiten an die Demarkationslinie. Dort war inzwischen ein Schlagbaum aufgestellt worden. Nach einigen Verhandlungen gelang es uns durch die russische und amerikanische Grenzabspernung zu kommen. Da unser russischer Passierschein uns an der Grenzlinie abgenommen wurde, bat ich in Falkenau um einen Schein für das amerikanisch besetzte Gebiet, konnte aber den diensthabenden Offizier um keinen Preis dazu bewegen einen solchen auszustellen. "Evtl. in 14 Tagen noch einmal nachfragen!" Selbst der Hinweis, daß wir weder Unterkunft noch Essen hätten, nützte nichts. So fuhren wir denn "schwarz" aber glücklicherweise ohne kontrolliert zu werden nach Franzensbad. Dort ließ ich mich bei dem

Offizier des Mil.Government, der mir auf der Hinreise den Passierschein gab, melden. Ich habe selten einen so aufrichtig erfreuten Menschen gesehen. Er klopfte meiner Mutter auf die Schulter und sagte "Glad to see you, Mom!" und erklärte wie es ihn freute, daß meine Mutter heil aus dem KZ gekommen sei. Kurze Zeit darauf erhielten wir im Gebäude der Mil.Reg.Franzensbad ein riesiges Rotes-Kreuz-Paket mit Lebensmitteln und eine Amerikanerin brachte "Bohnenkaffee"! Was soll man zu dem allem sagen. Es war nach so langer Zeit eine solche Menschenliebe eines an sich wildfremden Menschen, wie wir sie nie erwartet hätten. Ich bekam nicht nur den ganzen Tank voll Benzin, sondern sollte auch noch einen vollen Kanister mitnehmen (was mir natürlich unmöglich war). Da ab 21 Uhr Sperrstunde war und ich sagte, daß ich es evtl. nicht ganz schaffen würde, bekamen wir einen Schein gültig bis 24.00 Uhr. Gegen 21 Uhr aber langten wir tatsächlich wohlbehalten in Plauen an. Es war der 1. Juni 1945. - Der Paß besagte: "This pass is issued for the following purpose only: Return to home from concentration camp. - Nur wer all diese Jahre mitverlebt hat, weiß was hinter diesen Worten steckt und dem braucht man nichts weiter darüber zu sagen. Die ändern können es nicht erlauben ... und wollen oft nicht.

Vielleicht lesen Sie in Vorstehendem vieles, was Sie nicht interessiert. Die Ausführlichkeit meiner Zeilen rührt jedoch nur von der Absicht her nichts auszulassen, was für Sie evtl. doch von Belang ist. Ihre wertvollen Bemühungen Grundsätzliches über Theresienstadt zu schreiben wollte ich damit gern unterstützen.

- Vielleicht darf ich Ihnen noch schreiben, daß ich mich mit meinen Ansichten "im deutschen Volkskörper" entsetzlich allein fühle. Ich kenne viele nette Menschen, bin aber nur von sehr wenigen überzeugt, daß sie nie wieder die begangenen Fehler erneut mitmachen. Das hindert mich nicht - obwohl nicht jüdischen Glaubens - eine große Liebe zu dem Volk meiner Vorfahren zu haben, auf die ich übrigens stolz bin. Henry Bergson, Anton Rubinstein zählen zu den Verwandten meiner Großmutter, zwei Vertreter bester jüdischer "Rasse". Meine Absicht hier durch Gründung einer Gesellschaft für christlich-jüdische Verständigung zur Beseitigung dummer Vorurteile beizutragen, scheiterte leider an der geringen Zahl noch überlebender

Juden in unserem Bezirk.

Abschließend möchte ich Ihnen noch mitteilen, daß ich gerne bereit bin Ihnen jede noch evtl. gewünschte Auskunft zu geben.

Sollte Sie einmal der Weg über Ludwigshafen a.Rh. führen, würde ich mich sehr freuen Sie begrüßen und einladen zu dürfen.

In Ergebenheit bin ich

Ihr

K.R.

FÜR DIE RICHTIGKEIT
DER ABSCHRIFT

Ekensberg

24.10.57

SPEZIAL-POST

25.11.2024

NS

Lehr. Tikhon House

Institut für Zeitgeschichte Archiv

Aufzeichnungen von Herrn Karl Georg Roessler, Ludwigshafen/Rhein,
Hohenzollernstraße 68, über die sogenannte

AKTION HAASE

(Zwangsarbeitseinsatz von "Halbjuden" etc.)

ABSCHRIFT

Im Jahre 1943 war ich in eines der Ghettonhäuser in Plauen i/Vgtl. eingewiesen worden. Es waren mehrere Häuser dieser Art in Plauen. Nach "Auflösung der jüdischen Haushalte" in Westsachsen und Beschlagnahme des Hausrates und sonstigen Eigentums, wurden die aus irgend einem Grunde noch nicht deportierten Juden nun in einigen Häusern konzentriert. Unsere Wohngelegenheit befand sich in einem Hinterhaus, das früher Fabrik gewesen war. Betonfußböden, defekte Fenster, Riesenräume, die durch Vorhänge abgeteilt werden mußten. Ein im Vorderhaus sitzender Parteifunktionär beobachtete die Einhaltung der Sperrstunden und schloß das Tor zur Straße. Die Stadt durfte ohne Genehmigung der Gestapo nicht verlassen werden. Die Lebensmittelrationen waren für uns gekürzt; es gab weder Fleisch noch Butter, Weißbrot, Fisch, Milch, Tabak usw.) Die Lebensmittelmarken waren rot mit "Jude" bedruckt. - Vor der Gestapo hatte ich unterschreiben müssen, daß ich mich verpflichte, keinen Umgang mit Arierinnen zu haben, anderenfalls würde ich einem KZ überführt und die "Partnerin" hätte mit entsprechenden Maßnahmen zu rechnen. - Mein "arischer" Vater zahlte mir seit 1939 - obwohl ich damals noch minderjährig war - keinen Unterhalt. Das Amtsgericht bearbeitete meine Klage auf Unterhalt gar nicht. Auf Vorsprache wurde ich informiert, daß die Angelegenheit aus rassepolitischen Gründen unter den Tisch zu fallen habe. Mein Vater hatte sich nach 20-jähriger Ehe wegen der jüdischen Abstammung meiner Mutter scheiden lassen. -

Ich erwähne diese Dinge nur, weil oft angenommen wird, daß die sog. Mischlinge I. Grades eine besonders bevorzugte Stellung unter den rassisch Verfolgten einnahmen und unbehelligt lebten. Ein Jahr vor dem Abitur mußte ich das Gymnasium meiner Heimatstadt verlassen. Das beabsichtigte Medizinstudium war mir ver-

boten. Selbst das sn.Zt. noch mögliche Fachschulstudium wurde mir durch die Schulbehörde abgelehnt, da der zuständige Sicherheitsdienstführer der Schulbehörde gedroht hatte, falls sie mich annähmen. Insofern gingen die Maßnahmen des 3. Reiches in Wirklichkeit weit über die Gesetze, Erlasse und Verfügungen gegen Mischlinge hinaus. - Daß Mischlinge I. Grades in hohem Maße derartigen "Sonderbehandlungen" ausgesetzt waren, die willkürlich von den örtlichen oder höheren Gestapodienststellen befohlen wurden, ist mir auch durch Kenntnis mehrerer anderer Fälle in Erinnerung. So kamen z.B. Mischlinge, die wegen "Schwarzverkaufs von Stoffen" während des Krieges inhaftiert worden waren, vom Gefängnis direkt in ein KZ. Die Mutter, Jüdin in privilegierter Mischehe, die völlig unbeteiligt war, wurde verhaftet und umgebracht. Daraus ist zu sehen, daß mein Fall keineswegs ein Sonderfall hinsichtlich Gestapomaßnahmen war.

Mit Hilfe einer mir wohlgesonnenen Lehrkraft nahm ich nichteingeschrieben an Studienkursen an einer Ingenieurschule teil, wodurch ich mir entsprechende Kenntnisse aneignen konnte. In der Folgezeit wurde ich wiederholt aus beruflichen Stellungen entfernt, da die Arbeit für mich "zu gut" sei. Gleich mir mußten auch andere Mischlinge in untergeordneten Stellungen tätig sein, d.h. als Arbeiter. Dazu wurden wir noch unterbezahlt.

Alle diese Dinge gehen Hand in Hand mit den Erklärungen Heydrichs im Wannsee-Protokoll über die Stellung der Mischlinge I. Grades, die den Juden gleichzusetzen seien. -

Ende März 1944 erhielt ich eine Vorladung zum Arbeitsamt Plauen, das ein diensteifriges Organ der Gestapo war. Sofort ich dort zu erscheinen hatte, war ich mit "Judenschwein" o.ä. tituliert worden. Mit mir erschienen noch andere M.I. aus Plauen und Umgebung. Nach flüchtiger "Untersuchung" wurden wir für einen Einsatz tauglich befunden. Man sagte uns, es handele sich um einen kurzfristigen Einsatz für Aufräumarbeiten in zerbombten Städten. Wir erhielten die Aufforderung für den 4.4.44 früh, wo wir uns am Bahnhof einzufinden hatten. Ein Gestapobeamter brachte uns in einem bestimmten Abteil eines fahrplanmäßigen Zuges nach Dresden. In einer großen Bahnhofshalle befanden sich schon viele Menschen, als wir hinkamen. Die Ausgänge der Halle waren bewacht, und nie-

mand wurde durchgelassen. Ich schätzte etwa 1500 bis 2000 Personen. Am Nachmittag wurde es schlagartig still, als mit einigen lauten Kommandorufen bewaffnetes Personal aufzog. Ich entsinne mich nur, daß sich unter den Leuten auch Italiener mit oliv-grauen Uniformen befanden. Wir wurden in Gruppen eingeteilt, schubweise auf einen Bahnsteig geführt und in Waggons eines bereitstehenden Zuges eingewiesen. Vom Wachtpersonal wurde uns gesagt: "Auf jeden der die Waggons verläßt wird geschossen!" Das war schon ein ganz anderer Ton, als die angekündigten harmlosen Räumarbeiten zunächst hatten vermuten lassen. Am Abend fuhr der Zug in unbekannter Richtung ab. Nach 1 1/2 oder 2 Tagen, durch langes Warten auf der Strecke (Bombenangriffe auf die Strecke, vorrangige Militärtransporte, zerstörte Geleise usw.) aufgehalten, kamen wir in Paris an. Bis dorthin hatten wir den Zug nicht verlassen dürfen, auch nicht um etwas zu trinken. Vom Gare-de-l'Est wurden wir mit Omnibussen nach dem Nordosten der Stadt in die Kaserne Mortier gebracht, in der u.a. gefangene französische Juden untergebracht waren. Später oder am nächsten Tag mußten wir uns zu einem Appell aufstellen, wo uns der Leiter, ein SS-Chargierter mit umhängender Maschinenpistole Belehrungen erteilte. Es wurden uns unsere jüdische Abstammung und Unwürdigkeit innerhalb der deutschen Volksgemeinschaft vorgeworfen. Hier erfuhren wir zum ersten Mal, daß auch kriminelle Elemente im Transport waren, denn dieser SS-Offizier, wie auch später der Lagerleiter, erklärte, daß Kriminelle wohl gefehlt hätten, dies aber durch Bewährung wieder gut machen könnten. Uns jedoch stecke der Fehler erblich im Blute, deshalb könnten wir uns auch nicht bewähren. Nach dem Appell bekamen wir eine Nummer und wurden photographiert. In Hundertschaften eingeteilt, wurden wir wieder in die Schlafsäle entlassen. Drei dieser Hundertschaften wurden am nächsten Tage per Bahn nach Valognes b/Cherbourg transportiert. Dieser Transport wurde von bewaffneten OT-Leuten und Italienern bewacht. Wie sich bald herausstellte, bestand die nach Valognes verbrachte Gruppe aus Mischlingen I. Grades, Ehemännern von jüdischen Frauen, Zigeunern und Zigeunermischlingen und Kriminellen aller Schattierungen (z.T. Homosexuellen). Die Personen jüdischer Abstammung oder jüdisch Versippte stammten aus verschiedenen Gebieten Deutschlands, vorwiegend aber wohl aus Sachsen und Südwestdeutschland (Baden etc.). Die Zigeuner und -Mischlinge (es waren

einige im Alter von 60-65 Jahren darunter) waren alle sterilisiert worden. Sie stammten größtenteils aus Ostpreußen und waren meist seßhaft gewesen. Über die Kriminellen ließ sich natürlich wenig in Erfahrung bringen. Bei einigen war ihre homosexuelle Veranlagung durch auffälliges Benehmen leicht zu erkennen. Bei einer befohlenen "Freizeitgestaltung", anlässlich einer Inspektion von SS-Leuten aus Paris, trat "Rosa W." als Chansonette auf und konnte sich ganz den femininen Gefühlen hingeben. -

In Valognes wurden wir in ein ehemaliges Mädchenpensionat eingewiesen. Um den Hof herum standen die verschiedenen Gebäude, in denen sich früher Lehrsäle, Kapelle, Wohnung und Wirtschaftsräume befunden hatten. Wie ich anlässlich meiner Frankreichreise i.J. 1953 feststellen konnte, steht das Pensionat noch. Bei unserer Ankunft fanden wir die genannten Räume in einem unbeschreiblichen Zustand vor. Mehrstöckige Betten befanden sich in den zugigen, kalten und nicht heizbaren Räumen. Das Pensionat war mit Stacheldraht umgeben und durfte nicht verlassen werden. Die Ausgänge wurden bewacht. Vorgesetzter war ein OT-Obertruppführer Leutner, der dem Vernehmen nach mit dem Strafgesetz in Konflikt gekommen war und sich dann "bewährt" hatte. Er trug immer ein Ordenskreuz und brüstete sich, daß er Baltikumkämpfer gewesen war. Ihm unterstanden verschiedene bewaffnete OT-Leute und anfangs auch noch bewaffnete Italiener. Leutner, eine dünne, geifernde Natur, unterstand unmittelbar der SS-Stelle Paris, die wiederum dem RSHA Berlin unterstellt war. Die uns bewachenden OT-Leute trugen OT-Uniform mit den entsprechenden Kopfbedeckungen und Hakenkreuz-Armbinden. Nach Ankunft im Lager bekamen wir Häftlingsdrillich. Wenn von vielen Stellen, hauptsächlich auch Wiedergutmachungsbehörden behauptet wird, daß die "Aktion Haase" eine normale Dienstverpflichtung bei der OT gewesen sei und sogar daß sie als solche einen Wehrersatzdienst nicht-wehrpflichtiger Halbjuden darstelle, so sind diese Behauptungen Verniedlichungen mit mehr oder weniger absichtlichen Entstellungen der Wahrheit. Doch darüber noch später.

Der Einsatz im Rahmen der "Aktion Haase" erfolgte an besonders gefährdeten Stellen, was den Zweck dieser Aktion hinreichend charakterisiert. Während wir auf V l-Baustellen um Cherbourg herum zu arbeiten hatten, die regelmäßig Bombardements der Alliierten ausgesetzt waren, wurden andere Hundertschaften zum Minenräumen, zur Blindgängerentschärfung auf Flugplätzen, zu Caissonarbeiten

im Hafen usw. eingesetzt. Auch wir hatten dabei Verluste zu beklagen. - Um 5 Uhr früh wurde geweckt, um 6 Uhr mit Lastwagen und unter bewaffneter Bewachung zur Baustelle abgefahren. Gegen 12 Uhr wurde die Mittagssuppe gebracht. Gegen 6 - 1/2 7 abends wurden wir ins Lager zurückgefahren. Auf der Baustelle hatten wir Stahlbeton-Träger zu transportieren und Zementsäcke zu tragen. Begehrte Posten waren die des Küchenpersonals und der Handwerker im Lager. Sie waren in der Regel nicht anstrengend und vor allem ungefährlich. Der Reinigungsdienst im Lager war dagegen nicht gesucht. Ihm oblag auch die Reinigung der häufig verstopften Latrinen.

Die Verpflegung war - mit einigen Ausnahmen - schlecht. Das Kornbrot war feucht und häufig schon bei Empfang schimmelig. Die Beigaben an Margarine, Marmelade usw. waren besonders in Anbetracht der schweren Arbeit unzureichend. Es gab jeweils nur kleine Portionen. Die "Bunkersuppe" bestand hauptsächlich aus Wasser und Kohlstrunken und war oftmals kaum gesalzen. Morgens und am Abend gab es pro Stubengemeinschaft 1 Kanne Kaffee. Zum Glück gelang es einem hin und wieder über französische Zivilarbeiter etwas nebenbei zu bekommen.

Besonders in der ersten Zeit strengte die ungewohnte schwere Arbeit derartig an, daß man das Abendessen auf seinem Strohsack verzehrte und auf abendliche Wäsche, auf Körperreinigung und Flickern von Strümpfen und Kleidungsstücken verzichtete. Bei der Fahrt auf dem offenen Lastwagen in der Morgenfrühe war es so kalt, daß wir unsere Schlafdecke umwickelten. Es war jedesmal eine traurige Fahrt durch die schöne Normandie, die in Freiheit genossen noch so viel schöner ist.

Briefe mußten geöffnet abgegeben werden. Als Absender war eine Feldpost-Nummer anzugeben. Die Zentralstelle war in Paris. Ankommende und abgehende Briefe unterlagen der Zensur. Außer belanglosen Dingen durfte natürlich nichts geschrieben werden.

Das Lager war von Ungeziefer voll. Auf Ersuchen der Stubenältesten gestattete der Lagerleiter schließlich die Besorgung von Ungeziefer-Vertilgungsmitteln. Leider war die Anwendung dieser Mittel ohne Erfolg; sie schien im Gegenteil die Beißfreudigkeit der Tiere zu erhöhen. Ein Opfer des Ungeziefers wurde ein guter Bekannter von mir. Er war Arzt. Den Sanitätsposten hatte jedoch

ein Nicht-Mediziner inne. Dr. U. wurde von den Flöhen fast aufgeessen. Die vielen Bißstellen an seinen Beinen entzündeten sich schwer, brachten die Beine zum Anschwellen, sodaß Dr. U. kaum mehr stehen konnte. Er meldete sich krank. Der Sanitäter B., bei dem der Grund seines Lageraufenthaltes unklar war, meldete dies dem Lagerleiter, wahrscheinlich in einer entsprechenden Form, da er in Dr. U. stets einen unliebsamen Rivalen gesehen hatte. Dr. U. wurde in das SS-Straflager nach Tour-la-Ville bei Cherbourg gebracht und dort auf tierischste Weise mißhandelt. Nach seiner Rückkunft war er völlig fertig. In der Stube brach er zusammen, wurde aber gleich wieder auf den Hof gerufen. Als die SS-Leute ihn fragten: "Was wolltest Du nach Deiner Ankunft sagen?", antwortete er, wie es ihm im Straflager eingebläut wurde: "Ich möchte gerne arbeiten!" Dann wurde er an den Bock zum Holzsägen gewiesen, wo er zusammensank. Tour-la-Ville wurde uns quasi bei jedem Appell angedroht. Von dem nahegelegenen Fremdarbeiter-Lager waren viele dorthin gebracht worden und sind z.T. dort getötet worden. Daß wir völlig entrechtet waren, wird noch durch andere Erlebnisse offenbar. Nach der Invasion der Alliierten erschoss der O-Truppführer in angetrunkenem Zustand 2 Personen ohne jeden Grund. Der eine war ein Ostpreuße, Vater von 4 Kindern. In dieser Zeit wurden wir dauernd mit vorgehaltener Pistole bedroht. Doch zurück zum Lagerleben. Als nach einigen Wochen OT-Leute als Bewachung abgezogen worden waren, erhielten Kriminelle unseres Lagers Bewaffnung und wurden als Wachen eingesetzt. Anscheinend war damit auch eine Besoldung verbunden, denn diese Leute kamen oft völlig betrunken ins Lager und mißhandelten dabei - auch in unserem Schlafsaal - Personen, ohne dafür zur Rechenschaft gezogen zu werden. Eine Revolte in unserem Schlafsaal, die mit der Verprügelung des Wachhabenden (Häftlings) endete, hatte allerdings auch keine schweren Folgen. Vermutlich lag das daran, daß bei Aufwirbelung des Falles in Paris auch der Lagerleiter bestraft worden wäre, weil der Häftling unter Alkoholeinfluß stand. -

Bei den Appellen, bei denen immer ein Lieblingssoldatenlied des Lagerführers gesungen werden mußte, wurde über Kirchen geschimpft, wurde uns mit Erschießen gedroht. Sonntags mußten wir in Kolonnen hintereinander geordnet, mit dem Lagerleiter an der Spitze, durch die Stadt marschieren und Lieder singen. Dieser Marsch

vor einer Gruppe von 300 Personen hob das Selbstbewußtsein des Otpf. "Dort wo die Wolken zieh'n, am Waldesrand, liegt die neue Zeit...". Einige Versteckte sangen immer statt "...neue Zeit..." "...das vierte Reich...". -

Es würde zu weit führen, wollte ich beschreiben, wie das Lagerleben seine Typen geprägt hat. Das wird wohl in jedem Lager etwa das gleiche gewesen sein. Einige verrohten und wurden rücksichtslos, andere wurden betont hilfsbereit und fürsorglich, wieder andere gaben sich freundlich zu den Mitgefangenen und denunzierten heimlich. Ein anderer, den wir "Bombenwilly" nannten, hatte ganz die Nerven verloren.

Ende Mai begann auch das Gerücht umzulaufen, daß vorgesehen sei, uns Mischlinge jüdischer Abstammung unfruchtbar zu machen, wie die Zigeuner sterilisiert worden waren. In wie weit fertige Pläne oder Anweisungen vorlagen ist mir nicht bekannt. Die Gelegenheit wäre auf jeden Fall günstig gewesen. Wir waren aus dem Reichsgebiet entfernt worden, sodaß es unter der deutschen Bevölkerung kein Aufsehen erregt hätte. Die Post wurde zensiert. Überdies hatte Heydrich nach dem Wannsee-Protokoll ja schon lange vorher entsprechende Vorschläge unterbreitet. Wie es auch immer gewesen sein möge, die Invasion verhinderte schließlich derartige Aktionen. -

Die Verluste aus unserem Personenkreis auf den Baustellen wurden weniger, weil ausländische Zivilarbeiter uns heimlich informierten, wann Bombenangriffe zu erwarten seien. Die Verbindungen dieser Leute mußten ausgezeichnet funktionieren, da die Bombeneinflüge fast mit der Minute uns angesagt wurden. Unsere Bewachung legte gar keinen Wert darauf, unser gutes Informiertsein zu ergründen. Sie war heilfroh, auch rechtzeitig verschwinden zu können. - Wegen meiner starken Magenerkrankung wurde ich unter Bewachung in ein Militärlazarett gebracht und nach einigen Tagen wieder abgeholt. Diese Tage waren mir der Himmel auf Erden. Ein Stabsarzt, der mich empfing, beschimpfte mich zwar. Er ging aber am nächsten Tag auf Heimaturlaub. Der vertretende Arzt war die Güte selbst. Er stopfte in mich hinein, was er konnte. Ein als Sanitäter tätiger katholischer Geistlicher unterstützte ihn dabei und tat etwas für mein aufgerissenes Inneres, d.h. in geistiger Hinsicht. Nach meiner Rückkehr ins Lager ging es mir etwas

besser. Ich hatte Saccharin und ein paar tausend Francs geschenkt bekommen. Ein holländischer Fremdarbeiter besorgte mir aus einer geheimen Stelle in Cherbourg einen Ausweis und einen Urlaubsschein (als Holländer). Ich wäre mit ihm nach einem Bombenangriff, wo wir immer verstreut im Wald lagen, geflüchtet. In Holland hatte ich einige sichere Adressen. Es kam aber anders. Die Invasion begann. Nur wenige Kilometer von Valognes entfernt, landete nach entsprechender Artillerie- und Bombenvorbereitung unter dem Feuer-schutz von Schiffsgeschützen in Montebourg eine US-Luftlandedivision. Die Nacht wurde zum Tag durch Leuchtsignale, sog. "Christbäume", Leuchtspurgeschosse nach unten und oben.

Valognes wurde bombardiert. Die Wachen unseres Lagers wurden überrannt. Einige Leute entkamen. Da in und um Valognes viel SS lag, blieben ich und viele andere, um auf einen günstigen Zeitpunkt zu warten. Es wurde der Abmarsch nach Bricquebec befohlen. Unterwegs kam ein Kradfahrer und teilte dem Otpf. mit, daß General X. (der Name ist mir nicht mehr rememberlich) Freiwilligmeldungen entgegenähme. Ein Teil meldete sich in der Hoffnung, dann wenigstens auf irgend eine Weise entkommen zu können. Darunter war auch Dr. U., der - wie er mir noch sagte - auf baldige Gefangenschaft hoffte. Er kam auch wirklich in amerikanische Gefangenschaft, hatte es dort ausgezeichnet und kam nach Kriegsende nach Deutschland zurück. Die Freiwilligen wurden in Soldatenuniform gesteckt, bekamen am Nachmittag gezeigt, wie man laden und schießen muß und wurden dann verlegt. Diese Freiwilligmeldungen waren nur zu verständlich. Meine Überlegungen waren allerdings andere. Die Chancen zur Gefangennahme oder zum Überlaufen konnten gegebenenfalls sehr gering sein. Außerdem war es noch nicht sicher, daß sich die Alliierten auf dem Festland halten konnten. Unsere Wiedererergreifung durch die Deutschen wäre aber unbedingt unser Tod gewesen. So beschloß ich denn immer noch abzuwarten. Der Otpf. hatte für jede Hundertschaft, die allerdings nun auf etwa die Hälfte zusammengeschmolzen waren, nur noch einen OT-Mann als Bewachung. Er fühlte sich daher sehr unsicher, wurde kleinlaut, beordnete mich zum Sanitäter, kommandierte mich Blutreserven, Traubenzucker-Spritzen etc. für ihn zu besorgen. Er hatte Angst und begann zu trinken. Wir bezogen Quartier in einem Bauernhaus und einer Scheune. Im oberen Stockwerk richtete sich der Otpf.

mit seinem Frauenzimmer, einer alten Französin, ein. Er trank und hurte und kam nur selten und dann dürftig bekleidet aus seinen Räumen. In einem solchen Zustand erschoss er auch die vorhin erwähnten Mitgefangenen. Mir und einem anderen hielt er die Pistole vor die Nase und drohte uns zu erschießen, wenn wir nicht innerhalb 1/2 Std. den einen Toten beerdigt hätten. Da begann ich meine Flucht vorzubereiten. Der Hauptteil der Gefangenen wurde nach Paris, Kaserne Mortier zurückgeführt und hatte später noch in Deutschland Zwangsarbeit zu leisten, bis der Krieg aus war. Ein geringerer Prozentsatz flüchtete bei irgend einer passenden Gelegenheit. Zu den letzteren gehörte eben auch ich.

Es würde den gesteckten Rahmen sprengen, wollte ich noch über die vielen Erlebnisse berichten, die sich im Zusammenhang mit meiner Flucht ergaben. Mit meiner Flucht endete für mich die "Aktion Haase". - Es erscheint mir zweifelhaft, daß ausgerechnet unsere Gruppe in Valognes unter besonders harten Bedingungen Zwangsarbeit leisten mußte und alle anderen nicht. Deshalb glaube ich doch, daß die Bedingungen und unsere Behandlung in Valognes kennzeichnend für die "Aktion Haase" sind, obwohl mein Bericht eine subjektive Schilderung ist, da ich eben nur die Verhältnisse in Valognes kenne und meine persönlichen Eindrücke wiedergeben kann.

Die "Aktion Haase" oder "Hase" war kein Wehr^{er}satzdienst, sondern eine Maßnahme im Zuge der Endlösung der Judenfrage. Durch nichts ist die damalige Stellung der Halbjuden besser ausgedrückt, als durch die bereits erwähnte "Unwürdigkeitserklärung" des SS-Führers in Paris. Daß dann kriminelle Elemente uns zur Bewachung vorgesetzt wurden, rundet das Bild ab. Die befohlenen Einsätze waren letzten Endes Himmelfahrtskommandos.

Besonders Entschädigungsämter weisen immer darauf hin, daß die "Aktion Haase" aufgrund einer Verordnung des Beauftragten für den Vierjahresplan gestartet wurde, daß die betroffenen Personen zu "Arbeitsbataillonen im Rahmen der OT" oder "zur OT" eingezogen wurden. Jeder weiß, daß die reguläre OT eine Wehrmachtshilfsorganisation war. Wurde den Angehörigen im sog. 3. Reich vorge-macht, wir kämen zur OT, so wird von interessierter Seite dieser Faden fleißig weitergesponnen. Ich meine, es bedarf endlich einmal einer Klarstellung in dieser Hinsicht. Zunächst ist zu fragen: Warum heißt es "OT", wenn die SS und das RSHA die Befeh-

lenden waren? Das Einzige, was mit OT zu tun hatte, war, daß wir von bewaffneten OT-Leuten bewacht, schikaniert und auch mißhandelt wurden. Wir waren aber nie Bestandteil der regulären OT, zumal wir auch keine entsprechenden Uniformen, Hakenkreuzbinden, Kopfbedeckungen oder Rangabzeichen trugen. Wir waren nicht frei, wie die Angehörigen der OT, sondern hinter Stacheldraht und bewacht. Außerdem hatten wir weder ein Beschwerderecht noch andere Rechtsmittel. Proteste wurden mit "Sonderbehandlung" im SS-Straflager bestraft. Wie geschildert, konnten wir ohne Gerichtsverfahren erschossen werden. Die Vernichtungstendenz liegt klar auf der Hand, und die Vernichtung selbst war schließlich nur eine Frage der Zeit, wobei die Judenvernichtung zunächst als vorrangig angesehen wurde.

Die Zwischenstellung der Halbjuden, vor allem aber auch ihre relativ geringe Anzahl, sind wahrscheinlich Ursache, daß über diese Dinge noch nichts veröffentlicht wurde. Hinzu kommt, daß die gegen Halbjuden gerichteten Maßnahmen häufig Einzelaktionen auf Länderebene darunter waren und nicht durch offizielle Erlasse gestützte Regierungspolitik. Eine umfassende Darstellung der Mischlingsschicksale dürfte daher auch auf große Schwierigkeiten stoßen. Es ist auch auf der anderen Seite ganz richtig, daß jeder Literatur über Judenpolitik des sog. 3. Reiches mehr Bedeutung zukommen muß, denn nur an dieser Judenpolitik ist das ganze Ausmaß der verübten Verbrechen erkennbar. Die Mischlingspolitik der Nazis spielt hierbei nur eine untergeordnete Rolle. Wird indessen auf historische Vollständigkeit Wert gelegt, so muß auch die Geschichte der Judenmischlinge im sog. 3. Reich festgehalten werden, auch wenn sie an Bedeutung ungleich geringer ist als die der Juden.

gez. K.G.Roessler

20.7.57

FÜR DIE RICHTIGKEIT
DER ABSCHRIFT

Eikenberg

4.9.57

25-1865-23

Schreiben

v. 27. 57

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Institut für Zeitgeschichte	
Eingeg. am:	8. Juli 1957
Tgb.-Nr.	11a
27.	2. R

Karl Georg Roessler,
Hohenzollernstr. 68,
Ludwigshafen a. Rh. - ²⁵ 25-7466-26

Institut f. Zeitgeschichte München ARCHIV
2094/52

An das
Institut für
Zeitgeschichte,
Möhlstrasse 26,
M ü n c h e n - 27.

Ludwigshafen a. Rh., d. 2.7.57.

Ihr.Zch.: AB III - Ho/Ge

Ihr Schr. v. 22.6.57.

Sehr geehrte Herren,

für die mir übermittelte Ausarbeitung über "Mischlinge und Mischehen" bin ich Ihnen sehr dankbar. Anliegend reiche ich Ihnen diese Ausarbeitung zu meiner Entlastung wieder zurück.

Ich will Ihnen gerne einige Begebenheiten aus meiner eigenen Erfahrung schildern. Allerdings weiss ich nicht inwieweit sie Schlüsse auf die Allgemeinheit zulassen, bzw. ob gewisse Praktiken der Gestapo nur für einen bestimmten Bereich gültig waren.

Nach den Nürnberger Gesetzen war ich "Mischling I. Grades" und Sohn eines "arischen" Vaters und einer jüdischen Mutter. Meine Mutter ist nicht Glaubensjüdin, da bereits ihre Eltern zur christlichen Religion übergetreten waren.

Wir wohnten in Crimmitschau/Sachsen und waren dort gegen 1935/36 noch die einzige Familie mit irgendwelchen jüdischen Personenanteilen. Zu Kriegsanfang liess sich mein Vater nach 20-jähriger Ehe von meiner Mutter wegen deren Abstammung scheiden.

Bald darauf wurde der Haushalt meiner jüd. Grossmutter und später auch der meiner Mutter "im Zuge der Auflösung jüdischer Haushaltungen" aufgelöst. Meine Grossmutter und Mutter kamen nach Plauen i/Vgtl., wohin aus der Umgegend zusammen-gezogen, viele Juden in sog. Ghettohäuser verbracht wurden. Mein Vater zahlte mir Minderjährigem keinen Unterhalt. Meine diesbezügl. Klage wurde bei Gericht von einem Amtsrichter Bubenbergr aus "rassepolitischen Gründen" nicht bearbeitet. Später wurde ich ebenfalls in die Ghettohäuser eingewiesen und unterlag den selben Beschränkungen wie Volljuden. Ich durfte mich ohne Genehmigung der Gestapo nicht aus der Stadt entfernen. Ich bekam die Lebensmittelrationen und -Karten wie Juden (kein Fleisch, Butter, Tabak, Milch, Fisch, Weissbrot usw.), war an Sperrzeiten gebunden u.s.m. Kurz vorher hatte ich gleich meiner Schwester vor der Gestapo erklären müssen, dass ich keinen Umgang mit Arianern des anderen Geschlechtes haben würde, anderenfalls hätte ich mit Einlieferung in ein Konzentrationslager zu rechnen.

Solche Erklärungen hatten auch noch andere sog. Mischlinge abzugeben gehabt, die zwar nicht in unserer Stadt, aber auch in Sachsen lebten.- Nachdem meine Grossmutter und Mutter nach Theresienstadt deportiert worden waren, wurde ich im Rahmen der "Aktion Hase" nach Frankreich verbracht.

Was Sie in Ihrem Schreiben etwa als "Arbeitseinsatz bei der OT" bezeichnen, mag in manchen, mir nicht bekannten Fällen ungefähr einer der üblichen Dienstverpflichtungen entsprochen haben. Leider ist aber auch die allgemeine Auffassung über diesen Einsatz so, dass heute die Entschädigungsstellen die gesamte Aktion, die wohlgerne von der SS und dem RSHA inszeniert wurde, als harmlose Dienstverpflichtung hinzustellen versuchen, die gewissermassen im Falle der Wahl jedem militärischen Einsatz vorzuziehen gewesen wäre.

Da ich meine entsprechenden Erfahrungen habe, muss ich solche Verniedlichungen für mich, wie für meine ehem. Leidensgenossen ablehnen. Nachdem Sie mich um einige Angaben baten, darf ich Ihnen nachstehend einige Schilderungen aus meiner Perspektive geben.

In Plauen/Vgtl. hatte ich -gleich anderen Mischlingen- in untergeordneter Stellung zu arbeiten. Eine entsprechende Anweisung hatte das Arbeitsamt von der Gestapo erhalten. Damit war natürlich auch ein bedeutender Verdienstausschlag verbunden. Im März 1944 hatten wir Halbjuden auf dem Arbeitsamt zu erscheinen, wo wir informiert wurden, dass wir am 4.4.44. auf dem Bahnhof zwecks Arbeitseinsatz zu erscheinen hätten. Am Morgen des genannten Tages brachte uns ein Gestapo-beamter in einem bestimmten Abteil eines fahrplanmässigen Zuges nach Dresden. Bei unserer Ankunft waren schon viele ebenfalls Hintransportierte in einer grossen Halle. Ich schätzte etwa 1500 bis 2000 Personen. Die Ausgänge waren besetzt und niemand durfte die Halle verlassen. Am Nachmittag zog plötzlich bewaffnetes Personal auf. Ich entsinne mich nur, dass ^{sich}darunter auch Italiener in oliv-grauen Uniformen befanden. Von diesem Personal bewacht, wurden wir in Trupps auf Waggons eines Zuges verteilt, mit dem Hinweis: "Auf jeden, der die Waggons verlässt, wird geschossen." Am Abend fuhr der Zug in unbekannter Richtung ab. Wir landeten nach 1 oder 1 1/2 Tag in Paris. Bis dorthin durften wir den Zug nicht verlassen und bekamen auch nichts zu trinken. Von Gare-de l'Est wurden wir in die Kaserne Mortier im Nordosten der Stadt gebracht, in der auch gefangene französische Juden untergebracht waren. Wir hatten uns zu einem Appell aufzustellen, wo uns der Leiter, ein SS-Chargierter mit umhängender Maschinenpistole, unsere jüdische Abstammung und Unwürdigkeit vorwarf. Nach Photographieren und Einteilung in Hundertschaften wurden wir in die Kaserne entlassen, um am nächsten Tage (von den Angekommenen 3 Hundertschaften) per Bahn nach Valognes b/Cherbourg transportiert zu werden.

Wie sich bald herausstellte bestand unsere Gruppe aus Mischlingen I. Grades, Zigeunerabkömmlingen und sog. Vollzigeunern sowie Kriminellen. Die Zigeuner (es waren einige im Alter von 60-65 Jahren darunter!) waren alle sterilisiert worden. Sie stammten grösstenteils aus Ostpreussen und waren meist sesshaft gewesen. Über die Kriminellen erfuhr man naturgemäss nicht viel. Von einigen allerdings war nicht schwer zu erkennen, dass sie Homosexuell veranlagt waren. Sie produzierten sich z.B. als "Frauen", als von der Lagerleitung "Freizeitgestaltung" angeordnet worden war und anlässlich einer Inspektion von SS-Leuten aus Paris Lagertheater aufgeführt werden musste. Im Lager bekamen wir graue Drillichkleidung. Wir wurden in ein Stacheldraht-umzäuntes Lager eingewiesen und durften dieses nicht verlassen. Der Lagerleiter war ein OT-Obertruppführer, dem verschiedene bewaffnete OT-Leute unterstanden. Die Anordnungen kamen von der SS aus Paris. Briefe, die über eine FP-Nummer geschrieben ^{Kontak} worden und auch über Paris liefen, mussten offen abgegeben werden. Mir ist nicht mehr bekannt ob eine Beschränkung in der Häufigkeit des Schreibens existierte. Wir wurden an besonderen Gefahrenpunkten eingesetzt. Unsere Gruppe wurde mit bewaffneter Bewachung auf V1-Baustellen gefahren. Bei den ständigen Bombenangriffen kam es zu Verlusten. Andere - wie ich später hörte - waren in der Gegend von Evreux zum Blindgänger-Räumen und Minenentschärfen eingesetzt. Als ich wegen schwerer Magenleiden einmal zur Untersuchung in ein Lazarett gebracht wurde, wurde mir auch ein bewaffneter Posten mitgegeben, der mich darauf aufmerksam machte, dass er im Falle meiner Flucht sofort schiessen würde. Durch Denunziation wurde ein guter Bekannter, von Zivil Arzt, in das SS-Straflager Tour-la-Ville bei Cherbourg gebracht, der nach etwa 2 Tagen völlig fertig ins Lager zurückkam. Man hatte ihn in tierischster Weise misshandelt. Man drohte uns bei Appellen dauernd mit Erschiessen. Nach der Invasion erschoss der O-Truppführer im angetrunkenen Zustand ohne Grund zwei Personen. Einer war Vater von 4 Kindern. Als einige OT-Leute der Bewachung abgezogen wurden, erhielten Kriminelle Bewaffnung und wurden als Wachen über uns Personen jüd. Abstammung eingesetzt. Anscheinend bekamen die Wachen auch Besoldung, da sie häufig völlig betrunken ins Lager kamen und dabei auch - gerade aus unserem Schlafsaal/Personen misshandelten. Wir hatten niemals OT-Uniform, noch entsprechende Kopfbedeckungen, Rangabzeichen oder die üblichen Hakenkreuzbinden getragen. Wir waren absolut Gefangene, was sich auch in den Hungerrationen ausdrückte. Man sagte uns auch anlässlich eines Appells: Kriminelle haben gefehlt und können sich bewähren. Uns aber stecke der Fehler im Blute, deshalb könnten wir uns auch nicht bewähren.

Zu dieser Zeit hiess es auch, dass auch wir Personen jüd. Abstammung wie die Zigeuner unfruchtbar gemacht werden sollten. Inwie weit fertige Pläne oder Anweisungen vorlagen weiss ich nicht. Günstig war auf jeden Fall die Gelegenheit, da wir weit von der Heimat entfernt, ohne grosses Aufsehen hätten sterilisiert werden können. Die Invasion verhinderte ~~auf~~ weitere Aktionen. Ein Teil der Lagerinsassen, vielleicht auch einige Halbjuden, wurden auf Anweisung eines Generals in Uniformen der Wehrmacht gesteckt, um dem Mangel an ~~Personen~~ Soldaten etwas abzuhelpen; der Hauptteil wurde nach Paris, Kaserne Mortier, zurückgeführt und hatte später in Deutschland noch Zwangsarbeit zu leisten. Ein geringer Prozentsatz flüchtete bei irgend einer passenden Gelegenheit. Zu den Letzteren gehörte auch ich. X

Es erscheint mir zweifelhaft, dass ausgerechnet unsere Gruppe unter besonders harten Bedingungen Zwangsarbeit leisten musste und alle anderen nicht. Auf jeden Fall waren wir n i e ein Bestandteil der OT, sondern höchstens dieser organisatorisch unterstellt, da sich aus dieser ja ein Teil der Bewachungsmannschaften rekrutierte. Das geht auch aus der gesamten o.g. Behandlung hervor. Hinzu kommt das über Nicht-tragen von Uniform der OT gesagte. Wir unterstanden auch direkt der SS. Wir waren unserer Freiheit beraubt und hatten kein Beschwerderecht und andere Rechtsmittel. Proteste wurden mit "Sonderbehandlung" im SS-Straflager bestraft.

Ich könnte noch viele Einzelheiten aufführen, doch glaube ich, dass Ihnen an den vielen persönlichen Erfahrungen nichts gelegen ist. Dennoch hoffe ich dazu beitragen zu können, falsche Vorstellungen über den OT-Einsatz zu beseitigen. Der Verfasser des Buches "Theresienstadt" bat mich ihm eine Darstellung über meine Erfahrungen bei dieser sog. OT-Aktion zu geben. Ich werde ihm in absehbarer Zeit eine entsprechende Ausarbeitung nach London schicken. Herr Dr. Adler hat bereits meine Schilderung meines Besuches im Lager Theresienstadt der "Wiener Library" übergeben.

Für Auskünfte stehe ich Ihnen selbstverständlich jederzeit gern zur Verfügung, doch stützen sich meine Angaben wie schon gesagt allein auf ^{eigene} Erfahrungen. Entsprechende Verordnungen oder Erlasse sind mir nicht bekannt. Das war ja der Grund, weshalb ich Sie anschrieb.

Mit ausgezeichneter Hochachtung,

K. G. Roessler.

Anlage:
10 Seiten.

Tabletten/Durchschriften

NS v. 12.10.56

Mus. v. 20.7.57

25.7466-30

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

2094/57

Karl Georg Roessler
Hohenzollernstr. 68,
Ludwigshafen a. Rh.

Ludwigshafen a. Rh., d. 12. 10. 56

25-7466 -37

Sehr geehrter Herr Dr. Adler,

entschuldigen Sie bitte, wenn ich erst jetzt und dazu noch in Etappen meine Antwort an Sie schreibe. Beruf und Familie überfordern derzeit etwas meine Zeit und Kräfte. Wenn man aber etwas immer wieder verschiebt, verliert man schließlich den Ansatzpunkt.

Meine Mutter ist Jüdin nach den Nürnberger Gesetzen, jedoch ev.-luth. Religion. Mein Vater ist sog. "Arier" und ließ sich von meiner Mutter 1939 scheiden, weil sich angeblich - nach 20-jähriger Ehe bei ihr die jüdischen Charaktermerkmale entpuppten - und verfolgte darauf meine Mutter durch Denunziationen bei der Gestapo. Auch meine Schwester und ich mußten das Haus meines Vaters verlassen, der - und das war der eigentliche Grund - sich dann neu verheiratet hatte. Ich war damals noch minderjährig und erhielt nicht einmal den Pflichtunterhalt. Man kreidete mir an, daß ich zu meiner Mutter hielt und deshalb ließ der zuständige Amtsrichter meine Klage unter den Tisch fallen. Einer Mittelsperson wurde erklärt "aus rassepolitischen Gründen"! - Soviel zu unserer Familientragödie, die uns alle noch zusätzlich belastete.

Von meiner Mutter Seite war noch meine Großmutter am Leben und der Bruder meiner Mutter, der 1941 aus Hamburg nach Minsk deportiert wurde und nicht mehr zurückkam. Nach unsicheren Quellen soll er dort in einem Lastauto, in dessen Inneres die Auspuffgase geleitet wurden, mit noch anderen vergast worden sein. Genaues konnten wir nicht in Erfahrung bringen. Meine Großmutter, Laura Hertmann, geb. Bergson, wurde 1942, nach Versteigerung ihres Eigentums zugunsten des Deutschen Reiches, in sog. Ghettohäuser nach Plauen i. Vogtland transportiert, u. zw. von Crimmitschau i/ Sa. aus. Ein Jahr später folgte meine Mutter "im Zuge der Auflösung jüdischer Haushaltungen". Da ich nun nicht mehr bei meinem Vater wohnte, zog ich ebenfalls nach Plauen, durfte aber auch dort nicht freie Wohnung wählen, sondern wurde durch die Gestapo in eins dieser Ghettohäuser u. zw. zu meiner Mutter eingewiesen. Auch ich war den Beschränkung dieser Häuser, die z. Tl. ehemalige Fabriken waren, unter-

worfen. Nächtliche Sperrstunden, Sonderzeiten für Einkauf, Lebensmittel auf Karten, die rot mit "Jude" bedruckt waren. Kein Bezug von Fleisch, Fisch, Obst, Weißbrot, Sonderzuteilungen, Tabak, reduzierte Fettmenge usw.

Schließlich wohnten meine Großmutter, meine Mutter und ich zusammen. Ende Februar 1943 wurde meine Großmutter, die mit 83 Jahren kaum von einem Stuhl zum anderen gehen konnte, mit einigen anderen Juden abgeholt. Wie ich in Erfahrung bringen konnte, waren sie in Einzelzellen im Rathaus untergebracht worden. Ich versuchte alle Möglichkeiten und konnte eine Besuchserlaubnis erreichen. Es war einer der erschütterndsten Momente meines Lebens, als ich in einer dunklen Zelle, in Nachbarschaft von Dirnen, meine alte und so überaus würdige Großmutter auf einer nassen Seegrasmatratze auf dem Boden liegen sah. Sie klagte nicht; so war es immer ihre Art. Ich möchte fast sagen, es war in ihr echter jüdischer Adel. Ich dagegen war vollkommen gebrochen, denn ich liebte meine Großmutter innig. Als ich schließlich gehen mußte, fragte meine Großmutter schlicht, ob ich nicht ein Mittel hätte, womit sie sich das Leben nehmen könnte. Sie wußte, daß ich Umgang und Kenntnisse mit Chemikalien und pharmazeutischen Produkten hatte. Ich hatte nichts und danke Gott, daß er mich nicht in eine Gewissensnot brachte. Hätte ich meine Gläschen mit Kaliumcyanid, das ich aus Ferrocyankalium gewonnen hatte, dabei gehabt, ich wußte nicht, ob ich es meiner Großmutter hätte verweigern können, nachdem ich wußte, daß sie Schreckliches erwartet. So verneinte ich ihre Frage, aber versprach ihr, alles Menschenmögliche zu tun, um Kontakt mit ihr zu bekommen, wenn nicht sogar sie zu besuchen. Meine Großmutter kam nach Theresienstadt. Im Herbst 1943 erhielt eine mit uns im gleichen Hause wohnende Dame eine Karte des später vergasteten Herrn Perl, der mit meiner Großmutter deportiert worden war, worauf stand "... Mutter Hertmann ist am 7. April verstorben..." (Die Karte lege ich als Photokopie bei). Herr Perl schrieb weiterhin "Gruschwitz fehlt uns sehr". Gruschwitz war ein Kartoffelhändler in Plauen. Es wurde also umschrieben mitgeteilt, daß dort bezüglich Nahrung große Not war.

- Zu Ihrem Brief: Das genaue Abfahrtsdatum aus Plauen/Vgtl. kann ich Ihnen nicht angeben. Es war Ende Februar 1943. -

++ Ich entdecke eben eine Unstimmigkeit. Herr Perl datierte irrtümlich "1942", der Poststempel aber lautet auf "8.10.43. - Berlin-Charlottenburg 2".

Nachdem ich von verschiedenen Betrieben in Plauen abgelehnt worden war, weil ich jüdischer Abstammung bin, gelang es mir eine Stellung bei einer Bastfaser-Aufbereitungsfirma zu erhalten. Es sollte dort ein Labor eingerichtet werden. Diese Aufgabe übernahm ich. Im April 1943 wurde an der Technischen Hochschule Prag ein Kursus über Bastfasern abgehalten. Zur Einreise in das "Protektorat" bedurfte es aber einer Sondergenehmigung. Die Gestapo Plauen hätte mir die Erlaubnis nie erteilt. Mein damaliger Chef aber ließ sich einen Schein für mich ausstellen, der von der örtlichen Schutzpolizei (Polizeipräsidium) und von Stadt- und Arbeitsbehörden unterschrieben und gestempelt war. Mit diesem Papier machte ich mich auf die Reise. In Tetschen-Bodenbach kam Grenzkontrolle und SS-Leute prüften die Papiere. Ich wurde aus dem Zug geholt, da meine Papiere nicht in Ordnung waren. Ich schob alles auf die Behörden, die anscheinend die Firma nicht genügend informiert hatten, welche Dienststellen zu Genehmigungen befugt seien. Außerdem sagte ich, daß am nächsten Morgen bereits die Vorlesungen begännen, zu denen ich angemeldet war und daher zugegen sein müßte. Inzwischen sollte der Zug bereits wieder abfahren. Man drückte ein Auge zu und ließ mich doch fahren. Am 8. oder 9. April fuhr ich von Prag wieder zurück. Mein Rückfahrtschein und die Genehmigungen waren mir von Prof. Schneider von der T.H. besorgt worden, der ahnungslos auf den Papieren die Fragen a) Jude?, b) Mischling? mit "Nein" beantwortet hatte. Ich sagte natürlich nichts und hätte gegebenenfalls die Ausrede gebraucht, daß ich mir die Papiere nicht angesehen habe. Der D-Zug hielt in Bauschowitz/Theresienstadt. Da kam mir der Gedanke mein Versprechen gegenüber meiner Großmutter einzulösen. Ich stieg rasch aus dem Zuge und fragte im Ort nach Leuten, wo ich meinen Koffer unterstellen könnte. Den Leuten (Tschechen) eröffnete ich, daß ich ins Lager Th. wolle und warum. Diese Tschechen warnten mich wegen meines Vorhabens aber ich ließ mich nicht abhalten und dachte nur noch an meine innig-verehrte Großmutter und mein Versprechen und an die Möglichkeit ihr noch auf ihre letzten Tage eine Freude bereiten zu können. Mit einer Aktentasche zog ich los. Wenn ich mich recht erinnere kam ich über einen Friedhof. Es war kalt und ich fröstelte noch dazu vor Aufregung. Rechts im Feld arbeitete eine Kolonne von Juden unter Bewachung. Viele Raben kreisten

über dem Feld. Es war ein trister Anblick, und ich hatte das Gefühl als wenn Totenvögel mit heiserem Gekrächze über Totge-weihten flögen. Ein Wagen mit Juden unter Bewachung zog an mir vorbei. Augenscheinlich um Gepäck bzw. Post von der Bahnstation Bauschowitz zu holen oder nach dort zu bringen. An einem Luftwaffenlazarett kam ich vorbei und gelangte schließlich an eine Straßenkreuzung wo es (soviel ich mich nach dieser langen Zeit noch entsinnen kann) links nach Leitmeritz und rechts nach Prag ging. Eine weitere Abzweigung war halb-rechts und schon in Sichtweite ein Schlagbaum mit Wachhäuschen links. Ich fragte den Posten wie ich zum Kommandanten gelangen kann. Er antwortete mir: "Die Straße entlang zum Markt!" Ohne einen Ausweis zu zeigen ging ich einfach durch die Absperrung. Der Posten fragte auch nichts weiter. An Wällen und Kasematten vorbei kam ich zu einer Straße, wo rechts und links Holzwände waren. Unterwegs traf ich eine Gruppe Juden und sprach sie an. Diese aber zeigten sich sehr ängstlich und sagten, sie dürfen nicht mit "Ariern" sprechen. Ich erklärte ihnen, daß ich selbst jüdischer Abstammung sei und um meine Großmutter zu sehen auf dem Wege zur Kommandantur wäre. Die Angesprochenen schlugen nur die Hände über den Kopf zusammen, sagten "um Gottes Willen!" und gingen rasch weiter. Bei einer Lücke in der Bretterwand sah ich einen jüdischen Ghettopolizisten stehen, den ich ansprach. Der zog mich um eine Häuserecke, damit wir nicht gesehen werden könnten. Er war auch erstaunt, daß ich die Unverfrorenheit besaß in das Lager zu gehen und bezweifelte, daß ich eine Sprecherlaubnis für meine Großmutter bekäme. Auf meine Frage, was er mir kurz über die Situation im Lager schildern könne (dumme Frage von mir!) entgegnete er etwa: "Was hier passiert ist mit Worten nicht zu schildern. Viele Bücherbände würden die Begebenheiten füllen. Wenn es einmal zu Ende geht, müssen die Überlebenden berichten." Ich ging weiter und kam an den Markt. In der Mitte der einen Straße, die den Marktplatz begrenzte, war die Kommandantur. Ich trat ein. Linker Hand war ein Raum mit tschechischen Gendarmen. Dort fragte ich nach dem Kommandanten. Die Gendarmen wieder fragten was ich wolle, und ich legte ihnen meine Wünsche dar. Die Leute schauten sich an und rieten mir davon ab, da es mir zum Nachteil ausgehen könne. Weil ich aber darauf beharrte, führte mich einer von ihnen ein Stöckwerk höher. Dort saß in einem Zimmer

ein uniformierter SS-Mann an einem Schreibtisch oder an einer Schreibmaschine - ich weiß es nicht mehr genau - dem wurde mein Wunsch vorgetragen. Auch er zögerte damit zum Kommandanten zu gehen. Aber anscheinend überstieg es seine Kompetenzen mich abzuweisen und wieder aus dem Lager zu lassen, denn - (ich vergaß es zu schreiben) - der Posten hatte verlangt, ich solle einen Ausgangsschein bringen, wenn ich zurückkäme. Also führte mich nun der SS-Mann zum Kommandanten. Plötzlich war mir nicht wohl in meiner Haut und ich gestehe (zu meiner Schande), ich versuchte den schneidigsten Eindruck zu machen und schlug die Hacken zusammen, wies gleich meinen Ausweis vor, um keinen Zweifel über meine Identität aufkommen zu lassen. Der Kommandant, dessen Namen ich nicht kannte und der - wie ich nachträglich erfuhr - vermutlich B u r g e r hieß (es war "SEIDEL"), sagte zunächst gar nichts. Dann aber schrie er mich plötzlich an, was ich denn für eine Frechheit besäße und wie ich denn herein käme. Ich antwortete ruhig aber bestimmt, daß ich nicht mit nicht-legalen Mitteln eingedrungen sei und mit einem ordentlichen Anersuchen an ihn herangetreten wäre. Es sei mir bekannt, daß er als Kommandant selbstverständlich die Möglichkeit habe mir die Sprecherlaubnis zu verweigern. In diesem Falle bitte ich ihn, mir einen Passierschein aus dem Lager zu geben. Ein neues Donnerwetter brach los und er schrie, ich solle mich aus dem Hause scheren, machen daß ich fort käme, einen Passierschein bekäme ich nicht, alles andere sei ihm egal. Ich verschwand natürlich sofort aus dem Zimmer und wandte mich nochmals an den SS-Mann im Vorzimmer wegen eines Ausgangsscheines. Der aber zuckte nur die Achseln und sagte er könne nichts machen. Jetzt war ich ohne jede Möglichkeit, denn die oberste Stelle hatte entschieden. Naiv, wie ich war, ging ich zurück zum Posten, der nun den Schein verlangte. Ich sagte ihm, der Kommandant habe mir keinen gegeben, er möge doch so freundlich sein und mich rauslassen. Der Posten telefonierte zur Kommandantur, kam dann wieder zum Vorschein und sagte dann er könne mich nicht herauslassen. Ich sah nun nur eine Möglichkeit, nämlich auszureißen. Mit den Verhältnissen und der räumlichen Anlage des Lagers war ich natürlich nicht vertraut. Ich ging zurück zu Kasematten, welche rechts und links an der Straße lagen. Neben bzw. zwischen den Kasematten auch beiderseits der Straße war Sumpf. Dahinter

sah ich Juden an Stacheldraht arbeiten (ähnlich den sog. Spanischen Reitern), während eine Bewachung (tschechischer Gendarm?) auf und ab ging, jedoch große Strecken. Ich kramelte meine Hosen hoch und trat in den Sumpf, ging ein Stück zu der arbeitenden Kolonne zu, lehnte mich dann an eine Mauer oder einen Wall. In einem unbeobachteten Augenblick winkte ich einen Juden der Kolonne näher, machte ihm kurz meine Situation klar. Ich bat ihn die Stacheldrahtsperre ein klein wenig zu öffnen. Der gute Mann ging zu den anderen und sprach leise mit denen. Die schüttelten den Kopf oder zuckten mit den Achseln, während ich versuchte ihnen mit Handbewegungen meine verzweifelte Lage klar zu machen. Immer wenn der Posten wieder zurückkam versteckte ich mich hinter die Wand. Mit einem Mal wurde aber doch die Stacheldrahtwand verschoben und auf einen Spalt geöffnet. Ich paßte den Moment ab, wo der Posten am weitesten von der Kolonne ab war, rannte ganz von Sinnen los, durch die Drahtabspernung, rannte und rannte mit aller Kraft. Niemand rief (oder hörte ich in der Aufregung nichts?), kein Posten schoß. Ich weiß von diesen Sekunden nichts mehr, als daß ich wie ein Irrer vorwärts rannte. Hinter dem Luftwaffenlazarett, am Zaun, fiel ich erschöpft zusammen. Nach einer kurzen Atempause hastete ich weiter und erreichte Bauschowitz. Die Familie trocknete und säuberte mir mein Zeug, gab mir heißen Tee zu trinken und brachte mich an den nächsten Zug. In der Nacht kam ich wieder in Plauen an. Da unser Haus nur durch ein Vorderhaus betreten werden konnte, die Tür aber von einem Parteimann geschlossen und kontrolliert wurde, kletterte ich über andere Grundstücke, eine fremde Garage und gelangte schließlich in den Hof unseres Hauses. Mit Steinchen, die ich ans Fenster warf, weckte ich meine Mutter und erzählte ihr dann alles was ich erlebt hatte. Offengestanden zweifelte meine Mutter etwas an der Wahrheit meiner Aussagen, aber leider schon im Januar des folgenden Jahres fand sie jede Einzelheit der Örtlichkeiten dort bestätigt, die ich ihr so haargenau geschildert hatte. Natürlich wurden noch in der Nacht alle Bewohner des Hauses geweckt, da jeder begierig war etwas von Theresienstadt und sei es noch so wenig, zu hören. So toll diese ganze Sache war, befinde ich mich noch heute in einem innerlichen Zweispalt der Gefühle. Einmal bin ich stolz darauf den Mut besessen zu haben mein Versprechen gegenüber meiner guten Großmutter gehalten zu haben,

andererseits frage ich mich, ob ich nicht leichtsinnig die Ghetto-Inhaftierten, die an dem Stacheldrahtverbau arbeiteten, gefährdet habe. -

Von allem, was ich vorstehend schilderte, mag es einem alten Theresienstädter glaubwürdig oder unglaubwürdig erscheinen, kann ich nur sagen "So war es", bei allem was mir selbst an der ganzen Angelegenheit verständlich oder unverständlich ist.-

Bitte entschuldigen Sie, sehr geehrter Herr Dr. Adler, daß ich so schreibe. Ich will und kann nur die Tatsachen einigermaßen verständlich wiedergeben. Ich schreibe gerade so, wie es mir in den Sinn kommt (nicht erst ins "Unreine"!). Außerdem mangelt es mir völlig an Schreibmaschinen-Routine, daher die Fehler, und ich besitze kein schriftstellerisches Talent die Dinge anschaulich wiederzugeben. Ich nehme aber an, daß es Ihnen auf die Essenz ankommt, nicht auf originelle Darstellungen. -

Nachdem wir (meine Mutter unwissend, ich wissend) Weihnachten 1943 einen Katzenbraten in Ermangelung jeglichen Fleisches (durch Monate hindurch) verspeist hatten, wurde während meiner beruflichen Abwesenheit meine Mutter am 8.1.44 von der Gestapo abgeholt. Die noch im Hause verbliebene Dame durfte mich ausdrücklich nicht benachrichtigen. So erfuhr ich es erst mittags. Die Wohnung war von der Gestapo abgesperrt und versiegelt worden. Ich durfte das Nötigste dann unter Aufsicht herausholen und wurde in ein anderes Judenhaus eingewiesen. Alles noch verbliebene Eigentum - meine Mutter durfte nur mitnehmen, was sie gerade eben tragen konnte - und Hausrat wurde beschlagnahmt. Wir erhielten einen Schein, ausgestellt vom Amtsgericht Plauen, enthaltend eine Verfügung, die unter Bezug auf Gesetze und Verordnungen über Einziehung kommunistischen, volks- und staatsfeindlichen Vermögens unser gesamtes Vermögen für eingezogen erklärte; "zugunsten des Deutschen Reiches"! Zunächst forschte ich nach dem Aufenthalt meiner Mutter und bekam bald heraus, daß die Abgeholt im Gefängnis seien. Ich eilte auf die Gestapo und bat um Sprecherlaubnis. Zweimal wurde ich weggeschickt mit dem Hinweis der verantwortliche Mann sei nicht da. Beim dritten Mal erhielt ich die Genehmigung. Unter Aufsicht einer Wärterin durfte ich meine Mutter im Sprechzimmer des Gefängnisses sehen. Wir waren alle sehr beherrscht und meine Mutter sagte, daß, wenn ihr nicht

gewaltsam das Leben genommen würde, sie durchhalte um uns wiederzusehen. Schließlich begann die Wächterin zu weinen und sagte, so eine Handlung habe sie noch nie ausführen müssen; sie fühle sich mitschuldig an Verbrechen, das an wehrlosen Menschen begangen würde. Sie schob den Tisch beiseite, damit meine Mutter und ich uns noch einmal umarmen könnten. Schluchzend sagte sie, ich könnte meiner Mutter alles mitgeben, was ich bei mir habe, obwohl es nicht gestattet sei. Sie aber wolle nicht noch mehr Schuld auf ihr Gewissen laden. Bei unserer letzten Umarmung konnten wir uns natürlich auch nicht zurückhalten und weinten alle zusammen. Wie sich später herausstellte, hatte diese einfache Frau keine andere Schuld auf sich geladen, als während ihrer beruflichen Gefangenenaufsicht auch die abzutransportierenden Juden beaufsichtigt zu haben.

Am übernächsten Tage (10.1.44) wurde der Transport meiner Mutter nach Dresden gebracht. Bis zum 11.1.44 blieben die Deportierten dort im Gefängnis und wurden dann weiter nach Theresienstadt verladen.

--- Die Hauptsache habe ich nun wieder vergessen zu schreiben. Im Gefängnis gab ich meiner Mutter diese Säurelösung. Wenn ich mich recht entsinne war es verdünnte Salzsäure, denn ich dachte mir noch, wenn meine Mutter sie als Magentropfen deklariert, kann sie sie (wenige Tropfen auf ein Glas Wasser) im Ernstfalle ruhig einnehmen. Im Gefängnis sagte ich ihr noch, daß sie ja eine subacide Gastritis habe und zeitweise die Tropfen nehmen müsse. Wie sie wirklich anzuwenden waren, u.zw. als unsichtbare Tinte, konnte ich meiner Mutter dank der freundlichen Wärterin auch leise sagen. ---

Ein oder zwei Karten bekam ich von meiner Mutter, da am Anfang noch geschrieben werden durfte. Die Karten hielt ich über die Gasflamme und konnte lesen, daß ich dies und jenes schicken dürfte (direkt durfte das nicht geschrieben werden, außerdem war die Zeilen- oder Wortzahl beschränkt), besonders aber Knoblauch ein begehrter Artikel sei. In diesem Sinne habe ich dann auch geschickt und in Ersatzkaffee-Pakete unter den Kaffee Medikamente und Kleinigkeiten versteckt, dann das Paket wieder fein säuberlich zugeklebt. Im April 1944 kam ich dann von Plauen aus in ein Zwangsarbeitslager in Frankreich (Aktion Haase). Verwandte schickten meiner Mutter weiter. Nach der Invasion flüchtete ich und kam mit falschen Papieren

wieder nach Deutschland. Dort erreichte mich wieder eine Karte meiner Mutter, auf der die "unsichtbare Schrift" aber ziemlich deutlich hervortrat. Daraufhin schrieb ich gleich, daß ich bei XYZ zu Besuch war und dem/der Betreffenden die Magentropfen nicht bekommen waren. "Man sah es ihr gleich an...!" Diese Nachricht erhielt meine Mutter noch. Schreiben durfte sie aber zu dieser Zeit, wie alle anderen in Theresienstadt nicht mehr. Die von meiner Mutter beschrifteten Karten habe ich nicht mehr. Sie werden verstehen, daß ich sie gleich vernichtete, aus Vorsicht wegen eventueller Haussuchung usw. -

Lagererinnerungen besonderer Art hat meine Mutter nicht, zumindest nicht andere als die meisten Theresienstädter. Es ging nichts über persönliche Episoden unangenehmer oder angenehmer Art hinaus. Meine Mutter arbeitete in den Glimmerbetrieben. Ausser Arbeitsausweis, Lagergeld etc. ist nichts mehr im Besitze meiner Mutter. Genaue Daten, außer den bereits erwähnten, kann meine Mutter leider nicht geben. Dazu ist zuviel Zeit vergangen und alles war viel zu turbulent, als daß man Wert auf diese Einzelheiten gelegt hätte. - Eben habe ich die übriggebliebenen Dinge meiner Mutter überprüft. Folgende Papiere sind noch in ihrem Besitz: 1 Krankenstandausweis, 1 Bezugsschein der Verschleissstelle (für Anna Marie Rössler, Transp.V/10 Nr.429), ein Ausweis S für die Glimmerwerkstätte, 1 Arbeitsausweis, 1 Plan von dem KZ im Maßstab 1:4500, 1 Schr. der Beratungsstelle f.d. Rückwanderung der Juden in Dtschl. v. 31.5.45 an H. Dozenten Dr. R. Stein zws. Unters. - Außerdem einige Noten KZ-Geld. Diese Papiere stehen Ihnen leihweise zur Verfügung. --

Abschließend will ich noch einigermaßen kurz die Rückkehr meiner Mutter schildern.

Ein Parteigenosse verriet mich. Ich wurde durch den Sicherheitsdienstleiter von Crimmitschau geprügelt, später von der Polizei, nachdem man mir Handschellen angelegt hatte, mit dem Kopf gegen die Wand geschlagen bis ich bewußtlos wurde. Am nächsten Tage kam ich zur Gestapo nach Zwickau und wurde als "Schutzhäftling" ins dortige Gefängnis eingeliefert. Nach zwei Wochen rückten die Amerikaner näher und überschritten die Bahnlinie bei Hof/Bayern. Der beabsichtigte Transport nach Flossenbürg konnte daher nicht abgehen. Noch während US-Panzer^{lan} rollten wurden wir in den Keller gebracht um erschossen zu werden. Wir

standen bereits an der Wand (links von mir ein Franzose, rechts zwei Juden, die aus der kleinen Festung Theresienstadt geflüchtet sein sollten), die SS mit Maschinenpistolen hinter uns. Wirklich im letzten Augenblick wurde einer der Wächter nach oben gerufen. Wir kamen wieder in unsere Einzelhaft und die SS-Leute spazierten in Zivil aus dem Gefängnistor. Die Amerikaner befreiten mich. Ich wog noch 83 Pfund bei 1.76 mtr Grösse. - Einige Tage später fuhr ich mit einem Motorrad nach Plauen. Dort erreichte mich ein Zettel meiner Mutter, der durch mehrere Hände gegangen war. Daß er mich erreichte war in Anbetracht der Verhältnisse (es stand in Plauen kaum ein Haus mehr) geradezu unwahrscheinlich. Es stand etwa darauf: "Schreibe in Eile, da jemand den Zettel mitnimmt. Bin gesund, habe Angst um Euch, warte sehnlichst, daß mich eins abholt." Die US-Kommandantur in Plauen konnte mir in tschechisches Gebiet hinein keinen Ausweis geben. Um meine privat betriebenen Studien (bekanntlich war Pers. jüdischer Abstammung das Medizin-Studium verboten) regulär fortzusetzen, arbeitete ich bis zur Öffnung der Universitäten im pathologischen Institut in Zwickau und hatte hierfür einen Passierschein für das Motorrad. Ich füllte meinen Tank voll und fuhr an die Grenze bei Bad Brambach. Die US-Posten ließen mich mit dem Ausweis "nach Zwickau" durch, sodaß ich ungehindert bis Franzensbad gelangte. Dort hielt mich die MP an und erklärte mir, daß mein Ausweis hier nicht gültig sei. Ich fuhr zur Stadtkommandantur und legte dem Major, Inf., der 1st U.S. Inf. Div. meine Situation klar. Er mißtraute mir erst, gab mir aber dann auf mein Ehrenwort einen Passierschein bis zur Demarkationslinie. Dort, in Elbogen, bekam ich von tschechischer Behörde anstandslos einen Paß nach Terezin, den ich noch heute habe. Abgesehen von einer Panne kam ich glücklich am Abend in Theresienstadt an. Erst wollte man mich wegen Quarantäne nicht hinein lassen, aber auch das ließ sich "deichseln". Ein Lagerbewohner führte mich zur Evidenz, wo man mir zu meinem großen Schrecken mitteilte, meine Mutter wohne jetzt im Blindenheim. Meine Befürchtungen waren aber unbegründet, meine Mutter, die ich bald darauf in die Arme schließen konnte, war gesund und sehend.

Alle Bewohner der Wohngemeinschaft unter dem Dach des Blindenheimes brachten Decken und Kissen geschleppt und bereiteten mir ein Lager für die Nacht, nachdem noch einige Stunden mit

erzählen vergangen waren. Jeder bisher von der Umwelt Abgeschnittene wollte natürlich hören, was sich in den letzten Monaten und Jahren ereignet hatte. Alle warteten sehnlichst auf Abtransport. Am nächsten Tage begann die Rennerei um die Entlassungspapiere. Sie wurde zunächst einmal gebremst, weil ich nicht in die Kommandantur, geschweige denn zum Russischen Lagerkommandanten gelassen wurde. Durch einen Trick (ich schloß mich einer Wachmannschaft an, die von rückwärts in die Kommandantur marschierte) gelangte ich in das Zimmer von Fräulein Kowalewska Gresa, der uniformierten Sekretärin des Kommandanten. Durch sie erreichte ich noch am selben Tage, wenn ich mich recht entsinne, das Entlassungspapier der Kommandantur. Während dieser Zeit wurde meine Mutter untersucht und mußte den Nachweis bringen, daß seit einer bestimmten Zeit im Hause keine Fälle von typhoiden Erkrankungen vorgekommen waren. So waren wir am nächsten Tage abfahrtbereit. Da das Motorrad nur klein war (eine 125ccm-Maschine) und meine Mutter nicht alles Gepäck aufladen konnte, was sie an Zt. mitgebracht hatte (Bettrolle mit Daunendecke etc. und Koffer mit den Wintersachen, bat sie die zurückgebliebenen Leute aus Plauen, die wenige Zeit später mit einem Omnibus geholt wurden, ihre Sachen mit nach Plauen zu bringen. Leider wurde das eine große Enttäuschung. Wie wir später vernehmen mußten, hatten sich einige Personen dieses wirklich letzte Besitztum meiner Mutter angeeignet. Wie sollte man das aber nachweisen? -- Dieser Entlassungstag war der schönste, den wir uns denken konnten. Ein herrliches Wetter hatte uns der liebe Gott für die Fahrt in die Freiheit geschenkt. Außer einer Panne und einigen wohlwollenden Kontrollen unterwegs kamen wir ohne Schwierigkeiten an die Demarkationslinie. Dort war inzwischen ein Schlagbaum aufgestellt worden. Nach einigen Verhandlungen gelang es uns durch die russische und amerikanische Grenzabsperrung zu kommen. Da unser russischer Passierschein uns an der Grenzlinie abgenommen wurde, bat ich in Falkenau um einen Schein für das amerikanisch besetzte Gebiet, konnte aber den diensthabenden Offizier um keinen Preis dazu bewegen einen solchen auszustellen. "Evtl. in 14 Tagen noch einmal nachfragen!" Selbst der Hinweis, daß wir weder Unterkunft noch Essen hätten, nützte nichts. So fuhren wir denn "schwarz" aber glücklicherweise ohne kontrolliert zu werden nach Franzensbad. Dort ließ ich mich bei dem

Offizier des Mil.Government, der mir auf der Hinreise den Passierschein gab, melden. Ich habe selten einen so aufrichtig erfreuten Menschen gesehen. Er klopfte meiner Mutter auf die Schulter und sagte "Glad to see you, Mom!" und erklärte w i e es ihn freue, daß meine Mutter heil aus dem KZ gekommen sei. Kurze Zeit darauf erhielten wir im Gebäude der Mil.Reg.Franzensbad ein riesiges Rotes-Kreuz-Paket mit Lebensmitteln und eine Amerikanerin brachte "Bohnenkaffee"! Was soll man zu dem allem sagen. Es war nach so langer Zeit eine solche Menschenliebe eines an sich wildfremden Menschen, wie wir sie nie erwartet hätten. Ich bekam nicht nur den ganzen Tank voll Benzin, sondern sollte auch noch einen vollen Kanister mitnehmen (was mir natürlich unmöglich war). Da ab 21 Uhr Sperrstunde war und ich sagte, daß ich es evtl. nicht ganz schaffen würde, bekamen wir einen Schein gültig bis 24.00 Uhr. Gegen 21 Uhr aber langten wir tatsächlich wohlbehalten in Plauen an. Es war der 1. Juni 1945. - Der Paß besagte: "This pass is issued for the following purpose only: Return to home from concentration camp. - Nur wer all diese Jahre miterlebt hat, weiß was hinter diesen Worten steckt und dem braucht man nichts weiter darüber zu sagen. Die andern können es nicht ermessen ... und wollen oft nicht.

Vielleicht lesen Sie in Vorstehendem vieles, was Sie nicht interessiert. Die Ausführlichkeit meiner Zeilen rührt jedoch nur von der Absicht her nichts auszulassen, was für Sie evtl. doch von Belang ist. Ihre wertvollen Bemühungen Grundsätzliches über Theresienstadt zu schreiben wollte ich damit gern unterstützen.

- Vielleicht darf ich Ihnen noch schreiben, daß ich mich mit meinen Ansichten "im deutschen Volkskörper" entsetzlich allein fühle. Ich kenne viele nette Menschen, bin aber nur von sehr wenigen überzeugt, daß sie nie wieder die begangenen Fehler erneut mitmachen. Das hindert mich nicht - obwohl nicht jüdischen Glaubens - eine große Liebe zu dem Volk meiner Vorfahren zu haben, auf die ich übrigens stolz bin. Henry Bergson, Anton Rubinstein zählen zu den Verwandten meiner Großmutter, zwei Vertreter bester jüdischer "Rasse". Meine Absicht hier durch Gründung einer Gesellschaft für christlich-jüdische Verständigung zur Beseitigung dummer Vorurteile beizutragen, scheiterte leider an der geringen Zahl noch überlebender

Juden in unserem Bezirk.

Abschließend möchte ich Ihnen noch mitteilen, daß ich gerne bereit bin Ihnen jede noch evtl. gewünschte Auskunft zu geben. Sollte Sie einmal der Weg über Ludwigshafen a.Rh. führen, würde ich mich sehr freuen Sie begrüßen und einladen zu dürfen.

In Ergebenheit bin ich

Ihr

K.R.

FÜR DIE RICHTIGKEIT
DER ABSCHRIFT

K. K. K. 29.10.57

INSTITUT FÜR ZEITGESCHICHTE MÜNCHEN

Aufzeichnungen von Herrn Karl Georg Roessler, Ludwigshafen/Rhein,
Hohenzollernstraße 68, über die sogenannte

AKTION HAASE

(Zwangsarbeitseinsatz von "Halbjuden" etc.)

ABSCHRIFT

Im Jahre 1943 war ich in eines der Ghettohäuser in Plauen i/Vgtl. eingewiesen worden. Es waren mehrere Häuser dieser Art in Plauen. Nach "Auflösung der jüdischen Haushalte" in Westsachsen und Beschlagnahme des Hausrates und sonstigen Eigentums, wurden die aus irgend einem Grunde noch nicht deportierten Juden nun in einigen Häusern konzentriert. Unsere Wohngelegenheit befand sich in einem Hinterhaus, das früher Fabrik gewesen war. Betonfußböden, defekte Fenster, Riesenräume, die durch Vorhänge abgeteilt werden mußten. Ein im Vorderhaus sitzender Parteifunktionär beobachtete die Einhaltung der Sperrstunden und schloß das Tor zur Straße. Die Stadt durfte ohne Genehmigung der Gestapo nicht verlassen werden. Die Lebensmittelrationen waren für uns gekürzt; es gab weder Fleisch noch Butter, Weißbrot, Fisch, Milch, Tabak usw.) Die Lebensmittelmarken waren rot mit "Jude" bedruckt. - Vor der Gestapo hatte ich unterschreiben müssen, daß ich mich verpflichte, keinen Umgang mit Arierinnen zu haben, anderenfalls würde ich einem KZ überführt und die "Partnerin" hätte mit entsprechenden Maßnahmen zu rechnen. - Mein "arischer" Vater zahlte mir seit 1939 - obwohl ich damals noch minderjährig war - keinen Unterhalt. Das Amtsgericht bearbeitete meine Klage auf Unterhalt gar nicht. Auf Vorsprache wurde ich informiert, daß die Angelegenheit aus rassischpolitischen Gründen unter den Tisch zu fallen habe. Mein Vater hatte sich nach 20-jähriger Ehe wegen der jüdischen Abstammung meiner Mutter scheiden lassen. -

Ich erwähne diese Dinge nur, weil oft angenommen wird, daß die sog. Mischlinge I. Grades eine besonders bevorzugte Stellung unter den rassistisch Verfolgten einnahmen und unbehelligt lebten. Ein Jahr vor dem Abitur mußte ich das Gymnasium meiner Heimatstadt verlassen. Das beabsichtigte Medizinstudium war mir ver-

boten. Selbst das an.Zt. noch mögliche Fachschulstudium wurde mir durch die Schulbehörde abgelehnt, da der zuständige Sicherheitsdienstführer der Schulbehörde gedroht hatte, falls sie mich annähmen. Insofern gingen die Maßnahmen des 3. Reiches in Wirklichkeit weit über die Gesetze, Erlasse und Verfügungen gegen Mischlinge hinaus. - Daß Mischlinge I. Grades in hohem Maße derartigen "Sonderbehandlungen" ausgesetzt waren, die willkürlich von den örtlichen oder höheren Gestapodienststellen befohlen wurden, ist mir auch durch Kenntnis mehrerer anderer Fälle in Erinnerung. So kamen z.B. Mischlinge, die wegen "Schwarzverkaufs von Stoffen" während des Krieges inhaftiert worden waren, vom Gefängnis direkt in ein KZ. Die Mutter, Jüdin in privilegierter Mischehe, die völlig unbeteiligt war, wurde verhaftet und umgebracht. Daraus ist zu sehen, daß mein Fall keineswegs ein Sonderfall hinsichtlich Gestapomaßnahmen war.

Mit Hilfe einer mir wohlgesonnenen Lehrkraft nahm ich nichteingeschrieben an Studienkursen an einer Ingenieurschule teil, wodurch ich mir entsprechende Kenntnisse aneignen konnte. In der Folgezeit wurde ich wiederholt aus beruflichen Stellungen entfernt, da die Arbeit für mich "zu gut" sei. Gleich mir mußten auch andere Mischlinge in untergeordneten Stellungen tätig sein, d.h. als Arbeiter. Dazu wurden wir noch unterbezahlt.

Alle diese Dinge gehen Hand in Hand mit den Erklärungen Heydrichs im Wannsee-Protokoll über die Stellung der Mischlinge I. Grades, die den Juden gleichzusetzen seien. -

Ende März 1944 erhielt ich eine Vorladung zum Arbeitsamt Plauen, das ein dienstleifriges Organ der Gestapo war. Sofort ich dort zu erscheinen hatte, war ich mit "Judenschwein" o.ä. titulierte worden. Mit mir erschienen noch andere M.I. aus Plauen und Umgebung. Nach flüchtiger "Untersuchung" wurden wir für einen Einsatz tauglich befunden. Man sagte uns, es handle sich um einen kurzfristigen Einsatz für Aufräumarbeiten in zerbombten Städten. Wir erhielten die Aufforderung für den 4.4.44 früh, wo wir uns am Bahnhof einzufinden hatten. Ein Gestapobeamter brachte uns in einem bestimmten Abteil eines fahrplanmäßigen Zuges nach Dresden. In einer großen Bahnhofshalle befanden sich schon viele Menschen, als wir hinkamen. Die Ausgänge der Halle waren bewacht, und nie-

mand wurde durchgelassen. Ich schätzte etwa 1500 bis 2000 Personen. Am Nachmittag wurde es schlagartig still, als mit einigen lauten Kommandorufen bewaffnetes Personal aufzog. Ich entsinne mich nur, daß sich unter den Leuten auch Italiener mit oliv-grauen Uniformen befanden. Wir wurden in Gruppen eingeteilt, schubweise auf einen Bahnsteig geführt und in Waggon eines bereitstehenden Zuges eingewiesen. Vom Wachtpersonal wurde uns gesagt: "Auf jeden der die Waggon verläßt wird geschossen!" Das war schon ein ganz anderer Ton, als die angekündigten harmlosen Räumarbeiten zunächst hatten vermuten lassen. Am Abend fuhr der Zug in unbekannter Richtung ab. Nach 1 1/2 oder 2 Tagen, durch langes Warten auf der Strecke (Bombenangriffe auf die Strecke, vorrangige Militärtransporte, zerstörte Geleise usw.) aufgehalten, kamen wir in Paris an. Bis dahin hatten wir den Zug nicht verlassen dürfen, auch nicht um etwas zu trinken. Vom Gare-de-l'Est wurden wir mit Omnibussen nach dem Nordosten der Stadt in die Kaserne Mortier gebracht, in der u.a. gefangene französische Juden untergebracht waren. Später oder am nächsten Tag mußten wir uns zu einem Appell aufstellen, wo uns der Leiter, ein SS-Chargierter mit umhängender Maschinenpistole Belehrungen erteilte. Es wurden uns unsere jüdische Abstammung und Unwürdigkeit innerhalb der deutschen Volksgemeinschaft vorgeworfen. Hier erfuhren wir zum ersten Mal, daß auch kriminelle Elemente im Transport waren, denn dieser SS-Offizier, wie auch später der Lagerleiter, erklärte, daß Kriminelle wohl gefehlt hätten, dies aber durch Bewährung wieder gut machen könnten. Uns jedoch stecke der Fehler erblich im Blute, deshalb könnten wir uns auch nicht bewähren. Nach dem Appell bekamen wir eine Nummer und wurden photographiert. In Hundertschaften eingeteilt, wurden wir wieder in die Schlafküle entlassen. Drei dieser Hundertschaften wurden am nächsten Tage per Bahn nach Valognes b/Cherbourg transportiert. Dieser Transport wurde von bewaffneten OT-Leuten und Italienern bewacht. Wie sich bald herausstellte, bestand die nach Valognes verbrachte Gruppe aus Mischlingen I. Grades, Ehemännern von jüdischen Frauen, Zigeunern und Zigeunermischlingen und Kriminellen aller Schattierungen (z.T. Homosexuellen). Die Personen jüdischer Abstammung oder jüdisch Versippte stammten aus verschiedenen Gebieten Deutschlands, vorwiegend aber wohl aus Sachsen und Südwestdeutschland (Baden etc.). Die Zigeuner und -Mischlinge (es waren

einige im Alter von 60-65 Jahren darunter) waren alle sterilisiert worden. Sie stammten größtenteils aus Ostpreußen und waren meist seßhaft gewesen. Über die Kriminellen ließ sich natürlich wenig in Erfahrung bringen. Bei einigen war ihre homosexuelle Veranlagung durch auffälliges Benehmen leicht zu erkennen. Bei einer befohlenen "Freizeitgestaltung", anlässlich einer Inspektion von SS-Leuten aus Paris, trat "Rosa W." als Chansonette auf und konnte sich ganz den femininen Gefühlen hingeben. -

In Valognes wurden wir in ein ehemaliges Mädchenpensionat eingewiesen. Um den Hof herum standen die verschiedenen Gebäude, in denen sich früher Lehrsäle, Kapelle, Wohnung und Wirtschaftsräume befunden hatten. Wie ich anlässlich meiner Frankreichreise i.J. 1953 feststellen konnte, steht das Pensionat noch. Bei unserer Ankunft fanden wir die genannten Räume in einem unbeschreiblichen Zustand vor. Mehrstöckige Betten befanden sich in den zugigen, kalten und nicht heizbaren Räumen. Das Pensionat war mit Stacheldraht umgeben und durfte nicht verlassen werden. Die Ausgänge wurden bewacht. Vorgesetzter war ein OT-Obertruppführer Leutner, der dem Vernehmen nach mit dem Straßengesetz in Konflikt gekommen war und sich dann "bewährt" hatte. Er trug immer ein Ordenskreuz und brüstete sich, daß er Baltikumkämpfer gewesen war. Ihm unterstanden verschiedene bewaffnete OT-Leute und anfangs auch noch bewaffnete Italiener. Leutner, eine dünne, geifernde Natur, unterstand unmittelbar der SS-Stelle Paris, die wiederum dem RSHA Berlin unterstellt war. Die uns bewachenden OT-Leute trugen OT-Uniform mit den entsprechenden Kopfbedeckungen und Hakenkreuz-Armbinden. Nach Ankunft im Lager bekamen wir Häftlingsdrillich. Wenn von vielen Stellen, hauptsächlich auch Wiedergutmachungsbehörden behauptet wird, daß die "Aktion Haase" eine normale Dienstverpflichtung bei der OT gewesen sei und sogar daß sie als solche einen Wehrersatzdienst nicht-wehrpflichtiger Halbjuden darstelle, so sind diese Behauptungen Verniedlichungen mit mehr oder weniger absichtlichen Entstellungen der Wahrheit. Doch darüber noch später.

Der Einsatz im Rahmen der "Aktion Haase" erfolgte an besonders gefährdeten Stellen, was den Zweck dieser Aktion hinreichend charakterisiert. Während wir auf V l-Baustellen um Cherbourg herum zu arbeiten hatten, die regelmäßig Bombardements der Alliierten ausgesetzt waren, wurden andere Hundertschaften zum Minenräumen, zur Blindgängerentschärfung auf Flugplätzen, zu Caissonarbeiten

im Hafen usw. eingesetzt. Auch wir hatten dabei Verluste zu beklagen. - Um 5 Uhr früh wurde geweckt, um 6 Uhr mit Lastwagen und unter bewaffneter Bewachung zur Baustelle abgefahren. Gegen 12 Uhr wurde die Mittagssuppe gebracht. Gegen 6 - 1/2 7 abends wurden wir ins Lager zurückgefahren. Auf der Baustelle hatten wir Stahlbeton-Träger zu transportieren und Zementsäcke zu tragen. Begehrte Posten waren die des Küchenpersonals und der Handwerker im Lager. Sie waren in der Regel nicht anstrengend und vor allem ungefährlich. Der Reinigungsdienst im Lager war dagegen nicht gesucht. Ihm oblag auch die Reinigung der häufig verstopften Latrinen.

Die Verpflegung war - mit einigen Ausnahmen - schlecht. Das Kornbrot war feucht und häufig schon bei Empfang schimmelig. Die Beigaben an Margarine, Marmelade usw. waren besonders in Anbetracht der schweren Arbeit unzureichend. Es gab jeweils nur kleine Portionen. Die "Bankersuppe" bestand hauptsächlich aus Wasser und Kohlstrunken und war oftmals kaum gesalzen. Morgens und am Abend gab es pro Stubengemeinschaft 1 Kanne Kaffee. Zum Glück gelang es einem hin und wieder über französische Zivilarbeiter etwas nebenbei zu bekommen.

Besonders in der ersten Zeit strengte die ungewohnte schwere Arbeit derartig an, daß man das Abendessen auf seinem Strohsack verzehrte und auf abendliche Wäsche, auf Körperreinigung und Flickern von Strümpfen und Kleidungsstücken verzichtete. Bei der Fahrt auf dem offenen Lastwagen in der Morgenfrühe war es so kalt, daß wir unsere Schlafdecke umwickelten. Es war jedesmal eine traurige Fahrt durch die schöne Normandie, die in Freiheit genossen noch so viel schöner ist.

Briefe mußten geöffnet abgegeben werden. Als Absender war eine Feldpost-Nummer anzugeben. Die Zentralstelle war in Paris. Ankommende und abgehende Briefe unterlagen der Zensur. Außer belanglosen Dingen durfte natürlich nichts geschrieben werden.

Das Lager war von Ungeziefer voll. Auf Ersuchen der Stubenältesten gestattete der Lagerleiter schließlich die Besorgung von Ungeziefer-Vertilgungsmitteln. Leider war die Anwendung dieser Mittel ohne Erfolg; sie schien im Gegenteil die Beißfreudigkeit der Tiere zu erhöhen. Ein Opfer des Ungeziefers wurde ein guter Bekannter von mir. Er war Arzt. Den Sanitätsposten hatte jedoch

ein Nicht-Mediziner inne. Dr. U. wurde von den Flöhen fast aufgefressen. Die vielen Bißstellen an seinen Beinen entzündeten sich schwer, brachten die Beine zum Anschwellen, sodaß Dr. U. kaum mehr stehen konnte. Er meldete sich krank. Der Sanitäter B., bei dem der Grund seines Lageraufenthaltes unklar war, meldete dies dem Lagerleiter, wahrscheinlich in einer entsprechenden Form, da er in Dr. U. stets einen unliebsamen Rivalen gesehen hatte. Dr. U. wurde in das SS-Straflager nach Tour-la-Ville bei Cherbourg gebracht und dort auf tierischste Weise mißhandelt. Nach seiner Rückkunft war er völlig fertig. In der Stube brach er zusammen, wurde aber gleich wieder auf den Hof gerufen. Als die SS-Leute ihn fragten: "Was wolltest Du nach Deiner Ankunft sagen?", antwortete er, wie es ihm im Straflager eingebläut wurde: "Ich möchte gerne arbeiten!" Dann wurde er an den Bock zum Holzsägen gewiesen, wo er zusammensank. Tour-la-Ville wurde uns quasi bei jedem Appell angedroht. Von dem nahegelegenen Fremdarbeiter-Lager waren viele dorthin gebracht worden und sind z.T. dort getötet worden. Daß wir völlig entrechtet waren, wird noch durch andere Erlebnisse offenbar. Nach der Invasion der Alliierten erschoss der O-Truppführer in angetrunkenem Zustand 2 Personen ohne jeden Grund. Der eine war ein Ostpreuße, Vater von 4 Kindern. In dieser Zeit wurden wir dauernd mit vorgehaltener Pistole bedroht. Doch zurück zum Lagerleben. Als nach einigen Wochen OT-Leute als Bewachung abgezogen worden waren, erhielten Kriminelle unseres Lagers Bewaffnung und wurden als Wachen eingesetzt. Anscheinend war damit auch eine Besoldung verbunden, denn diese Leute kamen oft völlig betrunken ins Lager und mißhandelten dabei - auch in unserem Schlafsaal - Personen, ohne dafür zur Rechenschaft gezogen zu werden. Eine Revolte in unserem Schlafsaal, die mit der Verprügelung des Wachhabenden (Häftlings) endete, hatte allerdings auch keine schweren Folgen. Vermutlich lag das daran, daß bei Aufwirbelung des Falles in Paris auch der Lagerleiter bestraft worden wäre, weil der Häftling unter Alkoholeinfluß stand. -

Bei den Appellen, bei denen immer ein Lieblingssoldatenlied des Lagerführers gesungen werden mußte, wurde über Kirchen geschimpft, wurde uns mit Erschießen gedroht. Sonntags mußten wir in Kolonnen hintereinander geordnet, mit dem Lagerleiter an der Spitze, durch die Stadt marschieren und Lieder singen. Dieser Marsch

vor einer Gruppe von 300 Personen hob das Selbstbewußtsein des Otpf. "Dort wo die Wolken zieh'n, am Waldestrand, liegt die neue Zeit...". Einige Versteckte sangen immer statt "...neue Zeit..." "...das vierte Reich...". -

Es würde zu weit führen, wollte ich beschreiben, wie das Lagerleben seine Typen geprägt hat. Das wird wohl in jedem Lager etwa das gleiche gewesen sein. Einige verrohten und wurden rücksichtslos, andere wurden betont hilfsbereit und fürsorglich, wieder andere gaben sich freundlich zu den Mitgefangenen und denunzierten heimlich. Ein anderer, den wir "Bombenwilly" nannten, hatte ganz die Nerven verloren.

Ende Mai begann auch das Gerücht umzulaufen, daß vorgesehen sei, uns Mischlinge jüdischer Abstammung unfruchtbar zu machen, wie die Zigeuner sterilisiert worden waren. In wie weit fertige Pläne oder Anweisungen vorlagen ist mir nicht bekannt. Die Gelegenheit wäre auf jeden Fall günstig gewesen. Wir waren aus dem Reichsgebiet entfernt worden, sodaß es unter der deutschen Bevölkerung kein Aufsehen erregt hätte. Die Post wurde zensiert. Überdies hatte Heydrich nach dem Wannsee-Protokoll ja schon lange vorher entsprechende Vorschläge unterbreitet. Wie es auch immer gewesen sein möge, die Invasion verhinderte schließlich derartige Aktionen. -

Die Verluste aus unserem Personenkreis auf den Baustellen wurden weniger, weil ausländische Zivilarbeiter uns heimlich informierten, wann Bombenangriffe zu erwarten seien. Die Verbindungen dieser Leute mußten ausgezeichnet funktionieren, da die Bombeneinflüge fast mit der Minute uns angesagt wurden. Unsere Bewachung legte gar keinen Wert darauf, unser gutes Informiertsein zu ergründen. Sie war heilfroh, auch rechtzeitig verschwinden zu können. - Wegen meiner starken Magenerkrankung wurde ich unter Bewachung in ein Militärlazarett gebracht und nach einigen Tagen wieder abgeholt. Diese Tage waren mir der Himmel auf Erden. Ein Stabsarzt, der mich empfing, beschimpfte mich zwar. Er ging aber am nächsten Tag auf Heimaturlaub. Der vertretende Arzt war die Güte selbst. Er stopfte in mich hinein, was er konnte. Ein als Sanitäter tätiger katholischer Geistlicher unterstützte ihn dabei und tat etwas für mein aufgerissenes Inneres, d.h. in geistiger Hinsicht. Nach meiner Rückkehr ins Lager ging es mir etwas

besser. Ich hatte Saccharin und ein paar tausend Francs geschenkt bekommen. Ein holländischer Fremdarbeiter besorgte mir aus einer geheimen Stelle in Cherbourg einen Ausweis und einen Urlaubsschein (als Holländer). Ich wäre mit ihm nach einem Bombenangriff, wo wir immer verstreut im Wald lagen, geflüchtet. In Holland hatte ich einige sichere Adressen. Es kam aber anders. Die Invasion begann. Nur wenige Kilometer von Valognes entfernt, landete nach entsprechender Artillerie- und Bombenvorbereitung unter dem Feuer-schutz von Schiffsgeschützen in Montebourg eine US-Luftlandedivision. Die Nacht wurde zum Tag durch Leuchtsignale, sog. "Christ-bäume", Leuchtpurgeschosse nach unten und oben.

Valognes wurde bombardiert. Die Wachen unseres Lagers wurden überrannt. Einige Leute entkamen. Da in und um Valognes viel SS lag, blieben ich und viele andere, um auf einen günstigen Zeitpunkt zu warten. Es wurde der Abmarsch nach Bricquebec befohlen. Unterwegs kam ein Kradfahrer und teilte dem Otpf. mit, daß General X. (der Name ist mir nicht mehr erinnerlich) Freiwilligmeldungen entgegennähme. Ein Teil meldete sich in der Hoffnung, dann wenigstens auf irgend eine Weise entkommen zu können. Darunter war auch Dr. U., der - wie er mir noch sagte - auf baldige Gefangenschaft hoffte. Er kam auch wirklich in amerikanische Gefangenschaft, hatte es dort ausgezeichnet und kam nach Kriegsende nach Deutschland zurück. Die Freiwilligen wurden in Soldatenuniform gesteckt, bekamen am Nachmittag gezeigt, wie man laden und schießen muß und wurden dann verlegt. Diese Freiwilligmeldungen waren nur zu verständlich. Meine Überlegungen waren allerdings andere. Die Chancen zur Gefangennahme oder zum Überlaufen konnten gegebenenfalls sehr gering sein. Außerdem war es noch nicht sicher, daß sich die Alliierten auf dem Festland halten konnten. Unsere Wiederergriffung durch die Deutschen wäre aber unbedingt unser Tod gewesen. So beschloß ich denn immer noch abzuwarten. Der Otpf. hatte für jede Hundertschaft, die allerdings nun auf etwa die Hälfte zusammengeschmolzen waren, nur noch einen OT-Mann als Bewachung. Er fühlte sich daher sehr unsicher, wurde kleinlaut, beorderte mich zum Sanitäter, kommandierte mich Blutreserven, Traubenzucker-Spritzen etc. für ihn zu besorgen. Er hatte Angst und begann zu trinken. Wir bezogen Quartier in einem Bauernhaus und einer Scheune. Im oberen Stockwerk richtete sich der Otpf.

mit seinem Frauenzimmer, einer alten Französin, ein. Er trank und hurte und kam nur selten und dann dürftig bekleidet aus seinen Räumen. In einem solchen Zustand erschoss er auch die vorhin erwähnten Mitgefangenen. Mir und einem anderen hielt er die Pistole vor die Nase und drohte uns zu erschießen, wenn wir nicht innerhalb 1/2 Std. den einen Toten beerdigt hätten. Da begann ich meine Flucht vorzubereiten. Der Hauptteil der Gefangenen wurde nach Paris, Kaserne Mortier zurückgeführt und hatte später noch in Deutschland Zwangsarbeit zu leisten, bis der Krieg aus war. Ein geringerer Prozentsatz flüchtete bei irgend einer passenden Gelegenheit. Zu den letzteren gehörte eben auch ich. Es würde den gesteckten Rahmen sprengen, wollte ich noch über die vielen Erlebnisse berichten, die sich im Zusammenhang mit meiner Flucht ergaben. Mit meiner Flucht endete für mich die "Aktion Haase". - Es erscheint mir zweifelhaft, daß ausgerechnet unsere Gruppe in Valognes unter besonders harten Bedingungen Zwangsarbeit leisten mußte und alle anderen nicht. Deshalb glaube ich doch, daß die Bedingungen und unsere Behandlung in Valognes kennzeichnend für die "Aktion Haase" sind, obwohl mein Bericht eine subjektive Schilderung ist, da ich eben nur die Verhältnisse in Valognes kenne und meine persönlichen Eindrücke wiedergeben kann.

Die "Aktion Haase" oder "Haase" war kein Wehr^{er}satzdienst, sondern eine Maßnahme im Zuge der Endlösung der Judenfrage. Durch nichts ist die damalige Stellung der Halbjuden besser ausgedrückt, als durch die bereits erwähnte "Unwürdigkeitserklärung" des SS-Führers in Paris. Daß dann kriminelle Elemente uns zur Bewachung vorgesetzt wurden, rundet das Bild ab. Die befohlenen Einsätze waren letzten Endes Himmelfahrtskommandos.

Besonders Entschädigungsämter weisen immer darauf hin, daß die "Aktion Haase" aufgrund einer Verordnung des Beauftragten für den Vierjahresplan gestartet wurde, daß die betroffenen Personen zu "Arbeitsbataillonen im Rahmen der OT" oder "zur OT" eingezogen wurden. Jeder weiß, daß die reguläre OT eine Wehrmachtshilfsorganisation war. Wurde den Angehörigen im sog. 3. Reich vorge-macht, wir kämen zur OT, so wird von interessierter Seite dieser Faden fleißig weitergesponnen. Ich meine, es bedarf endlich einmal einer Klarstellung in dieser Hinsicht. Zunächst ist zu fragen: Warum heißt es "OT", wenn die SS und das RSHA die Befeh-

lenden waren? Das Einzige, was mit OT zu tun hatte, war, daß wir von bewaffneten OT-Leuten bewacht, schikaniert und auch mißhandelt wurden. Wir waren aber nie Bestandteil der regulären OT, zumal wir auch keine entsprechenden Uniformen, Hakenkreuzbinden, Kopfbedeckungen oder Rangabzeichen trugen. Wir waren nicht frei, wie die Angehörigen der OT, sondern hinter Stacheldraht und bewacht. Außerdem hatten wir weder ein Beschwerderecht noch andere Rechtsmittel. Proteste wurden mit "Sonderbehandlung" im SS-Straflager bestraft. Wie geschildert, konnten wir ohne Gerichtsverfahren erschossen werden. Die Vernichtungstendenz liegt klar auf der Hand, und die Vernichtung selbst war schließlich nur eine Frage der Zeit, wobei die Judenvernichtung zunächst als vorrangig angesehen wurde.

Die Zwischenstellung der Halbjuden, vor allem aber auch ihre relativ geringe Anzahl, sind wahrscheinlich Ursache, daß über diese Dinge noch nichts veröffentlicht wurde. Hinzu kommt, daß die gegen Halbjuden gerichteten Maßnahmen häufig Einzelaktionen auf Länderebene darunter waren und nicht durch offizielle Erlasse gestützte Regierungspolitik. Eine umfassende Darstellung der Mischlingschicksale dürfte daher auch auf große Schwierigkeiten stoßen. Es ist auch auf der anderen Seite ganz richtig, daß jeder Literatur über Judenpolitik des sog. 3. Reiches mehr Bedeutung zukommen muß, denn nur an dieser Judenpolitik ist das ganze Ausmaß der verübten Verbrechen erkennbar. Die Mischlingspolitik der Nazis spielt hierbei nur eine untergeordnete Rolle. Wird indessen auf historische Vollständigkeit Wert gelegt, so muß auch die Geschichte der Judenmischlinge im sog. 3. Reich festgehalten werden, auch wenn sie an Bedeutung ungleich geringer ist als die der Juden.

gez. K.G. Roessler

20.7.57

FÜR DIE RICHTIGKEIT
DER ABSCHRIFT

Eikenberg

4.9.57